D40 65 E

DER STERN

Nummer 4 · April 1970 · 96. Jahrgang





Worte der Inspiration

VON HAROLD B. LEE

Erster Ratgeber in der Präsidentschaft der Kirche

Jugend — das sind die Kinder von gestern und die Eltern der Kinder von morgen. Was ein junger Mensch heute ist, hängt hauptsächlich davon ab, was er als Kind gelernt hat; und was er heute lernt, das sind die Taten von morgen . . .

Der Apostel Paulus hat in einem Brief hervorgehoben, wie wertvoll ein guter Name und eine gute Abstammung sind; der Brief war an Timotheus gerichtet, den er mit „mein lieber Sohn" anredet. Es heißt dort: „Ich erinnere mich des ungefärbten Glaubens in dir, welcher zuvor gewohnt hat in deiner Großmutter Lois und in deiner Mutter Eunike; ich bin aber gewiß, auch in dir" (2. Tim. 1:5). In der Jugend kommt es vor, daß man von dem Einfluß eines guten Elternhauses getrennt wird, ja, man kann nachlässig werden und sich verirren: aber wenn das, was die gute Mutter gelehrt hat, wirklich ins Herz gedrungen ist, kehrt man — um der Sicherheit willen — wieder zu den Worten der Kindheit zurück, so wie sich das Schiff in schwerem Sturm zum sicheren Ankerplatz rettet. O

Inhaltsverzeichnis

Zum Titelbild:
Präsident Joseph Fielding Smith, nach dem Tod David O. McKays der neue Präsident der Kirche und Prophet des Herrn, ist seit vielen Jahren auf sein hohes Amt vorbereitet worden. Unser Artikel „Die neue Erste Präsidentschaft" macht den Leser mit dem neuen Präsidenten und seinen beiden Ratgebern Harold B. Lee und Nathan Eldon Tanner bekannt. O

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN PFÄHLE UND MISSIONEN

April 1970
96. JAHRGANG · NUMMER 4

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage Frankfurt am Main, Ditmarstraße 9

Redaktion:
Thomas S. Monson
Doyle L. Green
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

Layout:
Harry Bohler

Vertrieb:
DER STERN
6 Frankfurt am Main,
Mainzer Landstraße 151

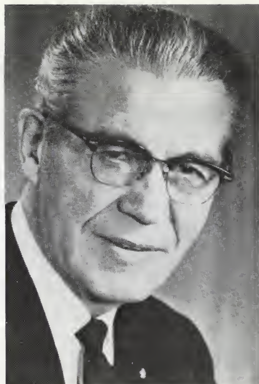
Bestellungen nehmen die Sternagenten in den Gemeinden oder der Verlag entgegen. DER STERN erscheint monatlich und kostet pro Jahr DM 12,—, sfr. 13.—, öS 75,—; Übersee $ 3.50 (DM 14,—).

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main



Erster Ratgeber in der Präsidentschaft der Kirche: Harold B. Lee





Präsident Smiths zweiter Ratgeber ist N. Eldon Tanner

◀ Neuer Prophet und Präsident der Kirche ist Joseph Fielding Smith

Die neue Erste Präsidentschaft

Am 23. Januar 1970, einen Tag nach dem Begräbnis des verstorbenen Präsidenten David O. McKay, wurde der nächste Prophet des Herrn und Präsident der Kirche erwählt.

Es ist dies *Joseph Fielding Smith,* der 93jährige bisherige Präsident des Rates der Zwölf, ein Mann, dessen ganzes langes Leben eine einzige Vorbereitung auf das hohe Amt gewesen ist, das er jetzt trägt. In ehrfürchtigem Staunen stehen wir vor diesem Diener Gottes — auf welch bemerkenswerte Weise der Herr ihn bewahrt hat, welch verantwortliche Ämter er in der Kirche innegehabt hat und noch hat, die große Anzahl der Jahre, die er als Generalautorität gewirkt hat, die vielen Zehntausenden von Meilen, die er im Dienst des Herrn zurückgelegt hat, seine umfassende Kenntnis der heiligen Schrift, die vielen Evangeliumspredigten aus seinem Mund, die zahlreichen Bücher und Artikel aus seiner Feder — vor allem aber seine unerschütterliche, bedingungslose, beständige Hingabe an den Herrn und die Kirche.

Er hat sich Harold B. Lee als Ersten Ratgeber und N. Eldon Tanner als Zweiten Ratgeber erwählt.

Harold B. Lee wurde am 28. März 1899 in Clifton/Idaho als Sohn des Samuel M. Lee und der Louisa, geb. Bingham geboren. Er wuchs mit seinen Geschwistern auf der elterlichen Farm auf. Er war Lehrer an der Distriktsschule in Oxford/Idaho, als er 1920 auf Mission berufen wurde; er diente in der Weststaatenmission mit dem Sitz in Denver. 1923 heiratete er Fern Lucinda Tanner; ihnen wurden zwei Töchter geschenkt. Nachdem seine Frau 1962 gestorben war, ging er 1963 mit Freda Joan Jensen die Ehe ein.

Im Jahre 1932 wurde er als Stadtbevollmächtigter von Salt Lake City berufen und ein Jahr später für eine weitere Amtszeit von vier Jahren wiedergewählt.

Sein ganzes Leben lang diente er der Kirche. 1930 wurde er Präsident des Pionier-Pfahles. Unter seiner Führung war dies wirklich ein Pionierpfahl, denn das Wohlfahrtsprogramm nahm dort seinen Anfang. Er wurde 1936 von der Ersten Präsidentschaft beauftragt, hauptberuflich als Direktor des neu organisierten Wohlfahrtsprogramms der Kirche zu arbeiten. Er hatte diese Stellung noch inne, als er 1941 in den Rat der Zwölf berufen wurde. Als Apostel bewies er hervorragende Führungseigenschaften und eine überragende geistige Stärke; immer war er an verantwortlicher Stelle tätig.

Präsident Lee ist schon immer ein unvoreingenommener Freund und Förderer der Jugend gewesen.

N. Eldon Tanner, der Zweite Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, stammt aus einer der Mormonensiedlungen mitten im kanadischen Weizengebiet. Seine Eltern, Nathan William Tanner und Frau Sarah Edna, geb. Brown, übersiedelten — gleichsam als Hochzeitsreise — in einem Planwagen nach Kanada. Dort mußten sie die Pferde verkaufen, um Lebensmittel erwerben zu können.

Frau Tanner kehrte kurz nach Salt Lake City zurück, als sie ihre erste Niederkunft erwartete: Am 9. Mai 1898 wurde ihr erster Sohn, Nathan Eldon, geboren.

Er wuchs auf der Vieh- und Getreidefarm auf, führte oft den Pflug hinter den stampfenden Ochsen. Er lernte die Schöpfung Gottes lieben, besonders seine Mitmenschen. Gelegenheit zu Schulbildung gab es wenig.



Harold B. Lee, Präsident Smith und N. Eldon Tanner sprechen bei einer Pressekonferenz über ihre neue Berufung

N. Eldon Tanner heiratete am 20. Dezember 1919 Sara Isabelle Merrill; sie sind Eltern von fünf Töchtern.
Präsident Tanner bekleidete viele verantwortliche Stellen in der Wirtschaft; er war Vorstandsvorsitzender der Trans-Canada Pipe Lines, dann Präsident der Canadian Gas Association, als er, kanadischer Staatsbürger, in die höchste Führung der Kirche nach Salt Lake City berufen wurde. 1966 wurde er US-Bürger.
1960 wurde er Assistent der Zwölf, bald darauf Präsident der Westeuropäischen Mission. Im Oktober 1962 wurde er Mitglied des Rates der Zwölf, ein Jahr später Zweiter Ratgeber Präsident McKays.
„Es gibt auf der Welt nichts Größeres, als den Herrn anrufen und wissen zu dürfen, daß Er uns erhört und daß Er uns den Plan des Lebens und der Erlösung gegeben hat" (Präsident Tanner).
Am 19. Juli dieses Jahres wird Präsident Joseph Fielding Smith 94 Jahre alt. Er ist der älteste Mann, der je als Präsident des Rates der Zwölf amtiert hat, und er hat diesem Rat länger angehört als je ein anderer in unserer Evangeliumszeit. Er wurde am 7. April 1910 zum Apostel ordiniert und in den Rat berufen, vier Jahre nachdem David O. McKay die gleiche Berufung erhielt. Er war der erste, der gleichzeitig als Präsident des Rates der Zwölf und als Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft gedient hat. Als das Kind, das den Namen Joseph Fielding Smith tragen sollte, im Jahr 1876 in einer Pionierfamilie in Salt Lake City geboren wurde, waren die Heiligen erst seit 29 Jahren im Tal des Großen Salzsees, und Brigham Young war noch Präsident der Kirche. Damals waren schwere Zeiten und der junge Joseph Fielding Smith lernte schon früh kennen, was Armut bedeutet; er lernte, auf eigenen Füßen zu stehen und geduldig zu sein. Er lernte die Zucht der harten Arbeit und Genügsamkeit schätzen, als er mit seinen Geschwistern auf einer Farm in Taylorsville arbeitete und am Jordan River das Vieh hütete, sich aber zugleich sehr darum bemühte, eine gute Ausbildung zu erlangen. Sein Vater schreibt über die damalige schwere Zeit: „Ich befand mich — ebenso wie wir alle — in keiner sehr rosigen Lage und mußte mich auf das äußerste anstrengen, um Leib und Seele beisammen zu halten. In dieser trostlosen Lage ging ich, es war am Tag vor Weihnachten, aus dem Haus, und ich hatte ein unbeschreibliches Gefühl in der Brust. Ich wollte etwas für meine Kleinen tun. Ich hätte so gern etwas gehabt, um ihnen eine Freude zu machen und den Weihnachtstag zu einem besonderen Tag zu machen. Ich hatte keinen roten Heller. Ich ging die Main Street hinauf und hinunter und sah in die Schaufenster — bei Amussens Juwelengeschäft, bei jedem Laden, überall —, dann schlich ich mich aus den Augen der Menschen und setzte mich irgendwo hin und weinte wie ein Kind, bis es mir leichter ums Herz wurde, nachdem ich mit den Tränen auch meinen Kummer vergossen hatte. Ich ging nach einer Weile wieder nach Hause, mit leeren Händen wie zuvor . . ."

Durch widrige Umstände werden große Männer stark und starke Männer groß. Die Smiths konnten sich auf eine Familientradition der Hingabe und Loyalität, der Charakterfestigkeit und Gesinnung stützen, die sie durch alle Schwierigkeiten führte. Präsident Smiths Vater — Joseph F. Smith — war ein Sohn jenes Hyrum Smith, der zusammen mit seinem Bruder, dem Propheten Joseph, im Gefängnis von Carthage den Märtyrertod erlitt. Als schmächtiger Junge von acht Jahren lenkte er ein Ochsengespann von Montrose am Westufer des Mississippi bis an den Missouri. Zwei Jahre später führte er ein Gespann tausend Meilen weit über die Ebene und durch die Berge nach dem Tal des Großen Salzsees, und dort starb ihm die Mutter, als er 13 Jahre alt war. Danach ging er als Fünfzehnjähriger auf Mission nach Hawaii, nach Jahren noch einmal nach den Südseeinseln und zweimal nach England; auch diente er als Präsident der Europäischen Mission, ehe er in die Erste Präsidentschaft berufen wurde. Er wurde 1901 Präsident der Kirche. Über ihn hat man geschrieben: „Er war nicht nur ein hervorragender Vater und mächtiger Prediger der Rechtschaffenheit, sondern er war auch das beste Beispiel eines wirklichen Mannes — ein Mann, dessen Überzeugung auf eine Loyalität und Hingabe an die Wahrheit gestützt war, die weder von Freund noch Feind angezweifelt wurde."
Als Kind dieses edlen und bedeutenden Mannes und einer gleichermaßen guten Mutter, Julina Lambson Smith, wuchs der junge Joseph im Glauben an den Herrn und Seine Kirche auf; beide lernte er mit aller Kraft lieben. Von Anfang an erwarb er sich eine feste Grundlage in Dingen des Evangeliums und in allem, was recht und wahr ist, und im Lauf der Jahre wuchs dies mit ihm zu bewundernswerter Größe heran.

Was Joseph Fielding Smith für die Kirche geleistet hat, läßt sich nicht leicht ermessen. Sein ganzes Leben war die Kirche, und die Kirche war sein Leben. Als Missionar, als Geschichtsschreiber der Kirche, als Sekretär, Direktor und Präsident der Genealogischen Gesellschaft, als Mitglied des Hauptausschusses, als Tempelpräsident, als Schriftsteller und Redakteur, als Erzieher und Geschäftsmann, als einer vom Rat der Zwölf, später als Präsident

dieses Rates, schließlich als Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft — immer hat er unermüdlich seine ganze Kraft eingesetzt, um das Werk des Herrn voranzubringen.
Sein Leben überbrückt die Zeit von den Planwagen bis zu den Düsenflugzeugen. Er hat bei den Generalkonferenzen der Kirche mehr als hundert Ansprachen gehalten, und es wird wohl ziemlich stimmen, wenn man annimmt, daß er an mehreren tausend Pfahlkonferenzen teilgenommen hat. Er war bei neun Tempeleinweihungen anwesend: St. George, Salt Lake, Hawaii, Alberta, Arizona, Idaho Falls, Los Angeles, London und Oakland. Er hat Dutzende von Missionen bereist.

Heute, wo er sich in seinem 94. Lebensjahr befindet, lebt er mit seiner lieben Frau Jessie in einer bescheidenen Wohnung, von wo er zu Fuß in das Amtsgebäude der Kirche gehen kann. Wenn er zwischen den unzähligen Versammlungen, Verabredungen, Interviews und sonstigen Aufgaben ein wenig Zeit übrig hat, sieht man ihn meistens über der heiligen Schrift oder an seiner Schreibmaschine, wo er Briefe schreibt oder Fragen der Lehre beantwortet.

Es wäre schön, wenn alle Kirchenmitglieder ihn so gut kennten wie seine nächste Umgebung. Für viele erscheint er als harter, unnachgiebiger Mann, und das ist er auch, wenn es um Wahrheit und Recht geht. Was das Wort Gottes anbelangt, gibt es für ihn keine Nachgiebigkeit oder Zugeständnisse. Wahrheit bleibt Wahrheit, und die Gebote Gottes dürfen nicht beiseite geschoben oder außer acht gelassen werden. Was über seinen Vater gesagt worden ist, gilt auch für ihn: Er ist ein Mann, dessen Überzeugung auf eine Loyalität und Hingabe an die Wahrheit gestützt ist, die weder von Freund noch Feind angezweifelt wird. Präsident Smith glaubt daran, daß der Herr das, was Er durch Seine Propheten gesagt und geoffenbart hat, auch wirklich meint und daß Seine Worte nicht einfach abgeändert werden können, um den Wünschen der Menschen entgegenzukommen. Er erkennt alle Prinzipien des wiederhergestellten Evangeliums voll und rückhaltlos an, ohne Schwanken und ohne Frage. Mit Josua ruft er aus: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen!"
Aber Joseph Fielding Smith hat noch andere Seiten, die die Mitglieder der Kirche im allgemeinen nicht zu sehen bekommen. Wenn man aber diese anderen Tugenden nicht kennt, so bekommt man leicht ein falsches Bild von diesem bedeutenden Mann.

Er ist ein gütiger, liebevoller und treuer Gatte, Vater und Großvater. Alle seine fünf Söhne waren auf Mission; alle seine Kinder haben im Tempel die Ehe geschlossen. Er sagt über sie: „Ich bin Vater von elf Kindern, und bis zu diesem Tag ist ein jedes von ihnen ein treues Mitglied der Kirche, und alle sind aktiv; denn so sind sie es gelehrt worden, und sie waren immer gehorsam. Sie werden für immer zu mir gehören und sind die Grundsteine meines Reiches."
Er hat 29 Enkelsöhne und 29 Enkeltöchter, 21 Urenkel und 21 Urenkelinnen; ein Mann also, der mindestens 111 Nachkommen erlebt hat. Von seinen Enkelkindern haben 13 eine Mission erfüllt, und die 20, die verheiratet sind,


Präsident Smith (links) spricht mit seinen Ratgebern Tanner und Lee

haben alle im Tempel die Ehe geschlossen. Ält. Richard L. Evans, der die Familie sehr gut kennt, schreibt: „Die Glaubenstreue und Aufopferung dieser Familie sowie ihre ehrliche Pflichterfüllung als Staatsbürger sind eine Huldigung für den Vater und die Mutter, die sich seit Anfang in die Erziehung ihrer Kinder geteilt haben."
Ein Samstag in der Nähe des Geburtstags ist für die Familie reserviert. Bei diesem freudigen Anlaß gehen sie alle in einen Park in Salt Lake City, spielen dort, erzählen Geschichten, singen Lieder und genießen schließlich ein Truthahnessen.
Ein wichtiger Teil dieses Tages sind die Worte Großvater Smiths, die er an seine große Familie richtet, und die Geschenke, die er da austeilt. Auf diese Weise — indem er nämlich an seinem eigenen Geburtstag den Nachkommen Geschenke überreicht — erspart er sich die Mühe, an mehr als hundert Geburtstage im Jahr denken zu müssen.
Wenn Präsident Joseph Fielding Smith für die Kirche unterwegs ist, wird er fast immer von seiner lieben Gefährtin Jessie begleitet. Sie hat eine vielversprechende Karriere als Opernsängerin aufgegeben, um, wie sie sagt, eine wichtigere Lebensaufgabe zu erfüllen: die Frau Joseph Fielding Smiths zu sein. Ihr sprühender Geist, ihr freundliches Wesen, ihr ansteckendes Lachen finden überall besten Anklang und haben schon oft eine Spannung zu lindern vermocht. Oft hält auch sie eine Ansprache, wenn er irgendwo im Auftrag der Kirche reden muß, und sie erfüllt gern jede Bitte um eine Gesangsdarbietung. Sie ist Solistin des Tabernakelchors. Präsident Smith hat selbst auch eine schöne Singstimme, und es ist eine Freude, wenn man ihn und Jessie zusammen am Klavier sitzen sieht und ein Duett singen hört.
Es ist allgemein bekannt, daß Präsident Smith viele Bücher geschrieben hat, weniger bekannt, daß er auch den Text zu vier Kirchenliedern verfaßt hat.
Vor kurzem hat der Tabernakelchor in einer großen Rundfunksendung sein Lied „Scheint so lang dir der Weg", Musik von George D. Pyper, vorgetragen. Ein anderes



Präsident Joseph Fielding Smith mit seiner Frau Jessie Evans Smith, aufgenommen in ihrem Heim in Salt Lake City

Lied, „Wir sind Wächter auf dem Turme Zions", Musik von Dr. Alexander Schreiner, wurde vom Tabernakelchor mit Jessie Smith als Solistin bei der Ecksteinlegung des Oakland-Tempels im Jahre 1963 gesungen.

Die Ehe ist sehr glücklich, stets lassen sich Liebe und Achtung und Harmonie erkennen. Jessie hat unlängst von ihrem Mann gesagt: „Nie hat es einen freundlicheren, rücksichtsvolleren Mann gegeben. Er war mit mir niemals böse und hat mir nie ein unfreundliches Wort gesagt." Auf dieses Kompliment entgegnet Präsident Smith: „Sie hat nie etwas getan, daß ich böse hätte sein können." Präsident Smith verfügt über einen erfrischenden Humor; das können alle bezeugen, die ihn näher kennen. In der Küche hat er ein Plakat an der Wand hängen, auf dem es heißt: „Die vom Ehemann in diesem Haushalt geäußerten Ansichten stimmen nicht notwendigerweise mit denen der Betriebsleitung überein."

„Dieser Haushalt hat eine gute Leitung", versichert Präsident Smith seiner Frau. „Ja", entgegnet sie, „aber die Leiterin weiß genau, was ihr Platz ist. Einmal im Sommer, als ich ihm im Büro geholfen habe, während seine Sekretärin auf Urlaub war, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: ‚Weißt du, Mamma, eines darfst du nicht vergessen. Hier im Büro bist du nicht der Sprecher des Hauses!'" (Sprecher des Hauses ist die Amtsbezeichnung des Sprechers oder Vorsitzenden des amer. Repräsentantenhauses. Anm. d. Übers.)

Sein Leben lang war Präsident Smith ein begeisterter Anhänger des Sports. In seiner Jugend spielte er selbst Baseball und andere Spiele, wenn es die Zeit zuließ. In den trüben Fluten eines benachbarten Flusses lernte er schon als Junge schwimmen; viele Jahre lang spielte er regelmäßig und mit großer Fertigkeit Handball. Er schätzt besonders die Ballspiele aller Art. Von seinen Kindern und Enkeln sind einige sehr gute Athleten geworden.

Präsident Smith und Präsident McKay hatten füreinander eine tiefe Liebe und Zuneigung. Als Präsident McKay vor einigen Jahren ins Krankenhaus gebracht werden mußte, ließ er seine Ratgeber und Joseph Fielding Smith benachrichtigen und bitten, sie möchten kommen und ihm eine Krankensegnung geben. Präsident Smith war zu der Zeit gerade bei einer Pfahlkonferenz in Lewiston/Idaho, als die Nachricht ihn erreichte. Sobald die Hauptversammlung am Vormittag vorbei war, setzte er sich in den Wagen und fuhr die Nacht durch, bis er um 3 Uhr morgens in Salt Lake City ankam. Als diese beiden alten Freunde und lebenslangen Diener des Herrn einander sahen, umarmten und küßten sie sich, einander liebevoll beim Namen nennend.

Konsequent sein ist eine hohe Tugend, und Joseph Fielding Smith ist sein Leben lang in seinen Glaubensansichten und Lehrsätzen konsequent geblieben. Was ein Biograph vor fast vierzig Jahren über ihn geschrieben hat, gilt heute noch in gleichem Maß:

„Eine der eindrucksvollsten Lehren, die man aus der Geschichte ziehen kann, ist die: ‚Gerechtigkeit erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute verderben.' Joseph Fielding Smith ist ein Kreuzritter gegen alles Böse und gegen die Verletzung eines jeglichen Grundsatzes, wodurch Reue und Unannehmlichkeiten über die Menschen kommen würden. Er liebt die Menschheit und hat einen unerschütterlichen Glauben an die erlösende Kraft der Grundsätze, die er predigt. Hinter allem aber steht sein inniges Verlangen, der Menschheit zu helfen. Keiner, der ihn kennt, kann auch nur einen Augenblick die Redlichkeit seiner Absichten und die Weisheit der von ihm geäußerten Worte in Frage stellen.

Wer nachdenkt, kann nicht glauben, daß eine Zivilisation, eine Kirche oder sonstige Einrichtung Bestand haben kann, sobald sich unter ihren Mitgliedern die Entsittlichung ausbreitet. Dies ist der Tenor seiner Botschaft, der Beweggrund für all seine Worte.

Joseph Fielding Smith ist stark in all den Tugenden, die im allgemeinen jedem guten Leben zugrunde liegen — ehrlich, wohlmeinend, verläßlich und gottesfürchtig, von robustem Intellekt, in der körperlichen Konstitution kraftvoll, von klarer Überzeugung in jeder Hinsicht, unnachgiebig in seiner Zielsetzung, vernünftig im Denken, in seinen Absichten rein und erhaben, alles aber von der Einfachheit und Liebenswürdigkeit durchdrungen, die den edlen Charakter kennzeichnen. Er besitzt all die Gaben und Eigenschaften, die ihn für das hohe apostolische Amt, das er innehat und dem er Ehre macht, in hervorragendem Maß befähigen."

Die Art und Weise, wie er sich jeder Aufgabe entledigt, sei sie klein oder groß, hat ihm das Vertrauen aller eingebracht, die seine Arbeitsweise kennengelernt haben. Ohne den geringsten Einwand ist er über Land und Meer gereist, ohne Rücksicht auf seine Person, um die Sache des Herrn zu fördern. Im Pferdewagen zu Anfang seines Dienens war er ebenso zu Hause wie im modernen Düsenriesen der heutigen Tage.

Es dürfte wohl kaum jemand geben, der ein gründlicheres, umfassenderes Wissen über die Kirche und ihre Lehre besäße. Er ist ein Gelehrter, der seinesgleichen sucht, und seine Schriften haben vielen Menschen in aller Welt den Glauben gestärkt.

Wichtige Daten aus dem Leben Präsident Joseph Fielding Smiths

1876	Am 19. Juli 1876 in Salt Lake City geboren
1898	Berufung in den GFV-Ausschuß des Salt-Lake-Pfahles
1898	Eheschließung mit Louise E. Shurtliff (am 30. 3. 1908 verstorben)
1899–1901	Mission in Großbritannien
1901–1909	Stadtmissionar im Salt-Lake-Stake
1903	Veröffentlichung „Asael Smith of Topsfield, with Some Account of the Smith Family"
1903–1919	Mitglied des Hauptausschusses der Gemeinschaftlichen Fortbildungsvereinigung für junge Männer
1903	Veröffentlichung „Blood Atonement and the Origin of Plural Marriage"
1904	Berufung in den Hohen Rat des Salt-Lake-Pfahles
1906	Stellvertretender Geschichtsschreiber der Kirche
1907	Veröffentlichung „Origin of the ‚Reorganized' Church and the Question of Succession"
1907	Sekretär und Direktor der Genealogischen Gesellschaft von Utah
1908	Eheschließung mit Ethel G. Reynolds (am 26. August 1937 verstorben)
1909	Archivar und Schatzmeister der Genealogischen Gesellschaft von Utah
1910	Apostel und Mitglied des Rates der Zwölf
1910	Stellv. Herausgeber und Geschäftsführer des „Utah Genealogical and Historical Magazine"
1912	Berufung in das Kuratorium der Brigham-Young-Universität
1912	Veröffentlichung „Salvation Universal"
1915	Ratgeber in der Präsidentschaft des Salt-Lake-Tempels
1917	Mitglied des Bildungsausschusses der Kirche
1921	Berufung als Geschichtsschreiber der Kirche
1922	Veröffentlichung „Essentials in Church History"
1924	Veröffentlichung „Elijah the Prophet and His Mission"
1927	Veröffentlichung „Lessons on Salvation for the Dead, Genealogy and Temple Work"
1931	Veröffentlichung „Der Weg zur Vollkommenheit"
1934	Präsident der Genealogischen Gesellschaft
1936	Veröffentlichung „The Progress of Man"
1938	Veröffentlichung „Life of Joseph F. Smith"
1938	Veröffentlichung „Die Lehren des Propheten Joseph Smith"
1938	Eheschließung mit Jessie Ella Evans
1939	Reise durch die europäische Mission und Beaufsichtigung der Evakuierung der Missionare vor dem Ausbruch des 2. Weltkriegs
1942	Veröffentlichung „Grundsätze des wiederhergestellten Evangeliums"
1942	Veröffentlichung „Signs of the Times"
1944	Veröffentlichung „The Restoration of All Things"
1945–1949	Präsident des Salt-Lake-Tempels
1951	Ehrendoktor (der Literatur) der Brigham-Young-Universität
1951	Nachfolger im Amt des Präsidenten des Rates der Zwölf Apostel
1953	Veröffentlichung „Church History and Modern Revelation" (2 Bände)
1954	Veröffentlichung „Man, His Origin and Destiny"
1954	Veröffentlichung „Doctrines of Salvation", 1. Band
1955	Veröffentlichung „Doctrines of Salvation", 2. Band
1955	Reise durch die japanische Mission, Weihung Koreas, Okinawas und der Philippinen für die Evangeliumsbotschaft; Trennung der japanischen Mission von der Northern Far East und der Southern Far East Mission
1956	Veröffentlichung „Doctrines of Salvation", 3. Band
1957	Veröffentlichung „Answers to Gospel Questions", Band 1
1958	Veröffentlichung „Answers to Gospel Questions", Band 2
1959	Besuch des Pfahles und der Mission in Neuseeland und Australien
1960	Ernennung zum Ehrenbrigadier der Utah National Guard
1960	Veröffentlichung „Answers to Gospel Questions", Band 3
1960	Besuch der Missionen in Südamerika
1963	Veröffentlichung „Answers to Gospel Questions", Band 4
1965	Ernennung zum Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft
1966	Veröffentlichung „Answers to Gospel Questions", Band 5
1966	Eine Sammlung von Büchern und Andenken der amerikanischen Geschichte in der Bibliothek der Brigham-Young-Universität wird nach Joseph Fielding Smith benannt
1970	Nachfolge als 10. Präsident der Kirche

Seine Treue gegen die Führer der Kirche hat niemals gewankt. Er hat die führenden Brüder in jeder Unternehmung unterstützt. Niemand hat jemals dem Präsidenten der Kirche mehr Loyalität entgegengebracht als er.

Wer immer für ihn arbeitet oder von ihm Anweisungen erhält, kann seine Güte und Rücksichtnahme bezeugen. Man kann von ihm sagen, daß er in der ganzen Zeit, wo er führend tätig war, niemals etwas verlangt hat, was er nicht selbst zu tun bereit gewesen wäre.

Ein Mann von Zartgefühl, ein Mann des Mutes, entschlossen im Handeln, immer bereit, die Grundsätze der Kirche hochzuhalten, aber ebenso bereit, denen zu vergeben, die einen Fehler gemacht, aber Buße getan haben — das ist Präsident Joseph Fielding Smith. In sich trägt er den Frieden, der von Gottergebenheit herrührt, die Sicherheit, die vom Zeugnis des Geistes kommt, und die unwandelbare Pflichttreue, die sich aus Selbstzucht ergibt.

Wer ihn beten gehört hat, der hat ihn häufig die Redewendung sagen hören: „Gläubig und wahr." Diese Worte können auch als Leitsatz über seinem ganzen Leben stehen.

Präsident Smith besitzt fürwahr alle Gaben und Eigenschaften, die ihn befähigen, als Führer des Reiches Gottes auf Erden zu dienen. Die Mitglieder der Kirche an allen Orten der Erde heißen ihn willkommen und erkennen in ihm den Propheten Gottes.



Der Präsidierende Bischof spricht zur Jugend über

Die Berufswahl

In der Vergangenheit ergriff der Sohn meistens den Beruf des Vaters. Das war so allgemein üblich, daß manche Familien sogar ihren Namen von der Tätigkeit eines Vorfahren abgeleitet haben. Schmidt hieß jemand, weil er das Handwerk eines Schmiedes ausübte, der Name Jäger war wohl eine deutliche Aussage über den Beruf des Betreffenden, und so weiter.
Früher einmal gab es nur eine sehr beschränkte Anzahl von verschiedenen Möglichkeiten der Berufsausübung. Die eigentliche Schulung ging im Elternhaus vor sich, und die Eltern waren die Lehrmeister.
Heute stehen wir aber inmitten einer Situation, wo es buchstäblich Tausende von Berufen und Beschäftigungen gibt. Diese Vielfalt ist für viele junge Leute, die sich daraus einen Beruf auswählen sollen, sehr verwirrend. Ununterbrochen drängen sich ihnen Fragen auf, wie: „Wofür bin ich denn am besten geeignet?", „Soll ich die höhere Schule besuchen oder ein Handwerk lernen?", „Werde ich imstande sein, eine Familie zu erhalten?"
Oftmals steht der junge Mann schon in sehr frühen Jahren vor der Frage, was für einen Beruf er ergreifen soll. Wenn man mit diesem Problem kämpft, sind die Worte Ciceros, des alten Weisen, von besonderer Bedeutung. Er sagte einfach: „Benutze, was du hast!"
Jeder von uns hat irgend etwas, worin er besser ist als die anderen. Einige sind besonders geschickt mit ihren Händen, andere haben eine bemerkenswerte Fähigkeit, mit Menschen umzugehen; wieder andere können einen scharfen Verstand ihr eigen nennen. Diese Liste ließe sich endlos fortsetzen: jeder hat eine andere Fähigkeit. Wenn man sich einen Beruf aussucht, ist dieser Schritt — die ehrliche Beurteilung der eigenen Fähigkeiten — ein wichtiger Schritt. Manchmal ist es sehr schwierig, dies allein zu tun; dann können einem die Eltern, der Bischof, die Lehrer in der Schule bei dieser Beurteilung in hohem Maß behilflich sein.
Der nächste Schritt besteht darin, daß man sich ein Gebiet aussucht, für das man sich interessiert und auf dem man glaubt, sich wohl fühlen zu können. Man verbringt ja ein gut Teil des Lebens bei der Arbeit, und ob man an der Arbeit Freude hat, das wirkt sich auf die Familie, auf die innere Haltung und auf die übrigen Seiten des Lebens aus.
Ob man aber Freude an der Arbeit hat, das ergibt sich daraus, ob man dort eine Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung hat oder nicht. Es ist wichtig, daran zu denken, wenn man die einzelnen Berufsaussichten erwägt.
Der dritte Schritt bei der Berufswahl und bei der Vorbereitung darauf besteht darin, daß man sich für das gewählte Gebiet ausbildet. Eine richtige, gründliche Vorbereitung erfordert heutzutage fast immer, daß man sich einer Ausbildung oder Schulung über die Schulpflicht hinaus unterzieht. Wettbewerb ist heute ein wesentlicher Faktor bei der Arbeit, und wer besser ausgebildet ist, bekommt die bessere Stelle.
Die weitere Ausbildung ist nicht notwendigerweise mit höherer Schule gleichzusetzen. Es gibt viele ausgezeichnete Gewerbe- und Fachschulen, wo man sich auf einen nützlichen und sinnvollen Beruf vorbereiten kann.
Schließlich ist es bei der Berufswahl von Wichtigkeit, ob man bereit ist, zu arbeiten, und zwar schwer zu arbeiten, oder nicht. Ganz gleich, was für Fähigkeiten man mitbringt — wer nicht bereit ist, schwer zu arbeiten, der wird an jedem Wendepunkt in seiner Laufbahn eine herbe Enttäuschung erleben. Im Hinblick auf die Arbeit hat der Herr folgendes gesagt: „Ich, der Herr, bin nicht ganz zufrieden mit den Einwohnern Zions; denn es gibt Müßiggänger unter ihnen; auch wachsen ihre Kinder in Gottlosigkeit auf. Sie trachten auch nicht ernstlich nach den Schätzen der Ewigkeit, sondern ihre Augen sind voller Habgier.
Diese Dinge sollen nicht sein und müssen von euch ausgemerzt werden" (LuB 68:31, 32).
In den meisten Fällen ist die wichtigste Berufslaufbahn eines Mädchens schon festgelegt — die einer Mutter. Und doch handelt das Mädchen weise, das sich durch Ausbildung und Vorbereitung für einen weiteren Beruf tauglich macht. Sie soll ja nicht den Vorsatz fassen, die Kinder allein zu lassen, um ihrem Beruf nachzugehen, aber sie soll für den Notfall gerüstet sein, so daß sie imstande ist, die eigene Familie zu erhalten. Darüber hinaus wird es gut sein, wenn sich die junge Frau darauf vorbereitet, und zwar eifrig, in Hauswirtschaft etwas Tüchtiges zu leisten, eine vernünftige Frau und eine kluge Mutter zu sein.
Was wir heutzutage am dringendsten nötig haben, sind nicht Lehrer, Ingenieure, Wissenschaftler und Politiker, nein — am meisten fehlt es an guten Müttern.
Präsident David O. McKay hat gesagt: „Die edelste Berufung auf der Welt ist die der Mutter. Wahres Muttersein ist wohl die schönste aller Künste, der größte aller Berufe. Die Frau, die ein Meisterstück malen oder ein Buch schreiben kann, das Millionen Menschen beeinflußt, verdient den Beifall und die

(Fortsetzung auf Seite 113)



Das innere Feuer

VON TRUMAN G. MADSEN

Im Jahr 1975 wird es etwa eine Viertelmillion junge Heilige der Letzten Tage im Studentenalter geben. Danach wird es wohl alle zehn Jahre eine Verdoppelung dieser Zahl geben, vielleicht jedes Jahr 50 000 Teenager.

Und wo wird das sein? Nicht mehr nur in einem stillen Tal der Rocky Mountains, sondern auch in Tokio, in London, in Hamburg, in Stockholm, in Sidney — kurz, in allen Himmelsrichtungen. Heutzutage werden die Missionare nicht nur zu allen Nationen gesandt, sondern sie werden auch aus allen Völkern berufen.

Würde man ihr Gefühlsleben abhorchen können, so fände man bald heraus, daß sie mit ihren Altersgenossen viel gemeinsam haben: sie sind beweglich, unruhig, finden sich noch nicht in ihre Rolle, sind oft einsam und verfallen manchmal in Extreme, um die keimende Unsicherheit zu bewältigen.

Sie sind aber auch anders; irgend etwas verleiht ihnen eine Besonderheit, sogar in den Augen derer, die ihnen feindlich gegenüberstehen; und irgend etwas macht sie untereinander gleich, ungeachtet ihrer völkischen Herkunft und persönlichen Verschiedenheit. Aus enger privater Verbindung mit ihnen und denen, die sie am besten

kennen, kann man beinah spüren, was dieses Etwas ist. Es gibt vier dominierende, erkennbare Faktoren, von denen die Jugend getrieben wird: 1. das Bedürfnis der Selbsterkenntnis und -erkennung; 2. das Bedürfnis nach Vorbildern, ein Drängen nach fast photographischer Imitation; 3. das Verlangen nach bedeutungsvollen Zielen, ein Sendungsbewußtsein; 4. das Verlangen, innerhalb einer Familie Liebe zu empfangen, aber auch zu schaffen. Nun wird vielleicht jemand fragen: Was ist aus dem religiösen Bedürfnis geworden? Darauf muß man antworten: Es liegt hier, vor unseren Augen, unter einer dünnen Verkleidung. Denn wenn man es genau betrachtet, haben alle vier Faktoren ihre Wurzeln in einem einzigen — einem tieferen und, man möchte fast sagen, verzweifelteren Verlangen, auf jemanden zu vertrauen, jemanden zu verehren; und das ist viel mehr als nur ein Wunsch. Es äußert sich vielleicht kurzsichtig, rückständig oder sogar gänzlich verworren. Aber — es tritt in Erscheinung. Die Jugend braucht daher nicht so sehr, daß man ihr feurige Kohlen aufs Haupt häuft, sondern vielmehr, daß man ihr das innere Feuer schürt.

Aber wie?

Bei unserer Beratungsarbeit müssen wir erkennen, daß die Methoden nicht besonders gut sind, die wir anwenden: Da ist einmal die gefühlsbedingte Nachsichtigkeit — wir spielen das Gleichnis vom verlorenen Sohn durch. Dann ist als nächstes die Disziplin mit schwerer Hand zu erwähnen, der es an echter Liebe mangelt; und dies ist die Grundlage für die ständige Anschuldigung, die Erwachsenen seien Heuchler. Die Abschirmung nach allen Seiten bringt anderseits auch keine Sicherheit. Durchschnittlich hat jeder Sohn und jede Tochter etwa 15 000 Stunden vor dem Fernsehgerät verbracht, bis das Studentenalter erreicht ist. Durch diesen „Mattscheiben-Urim-und-Tummim" werden alle Dinge in bezug auf ein niedrigeres Reich offenbart — nur in Ausnahmefällen ein höheres Reich. Und ob es in einer Groß- oder einer Kleinstadt ist: ein paar Groschen und ein paar Stufen bringen einen ohne Mühe in ein neuzeitliches Gomorra. Wie beim radioaktiven Niederschlag, so auch hier: man kann sich der schlechtesten Seite der Welt kaum entziehen. „Der Herr wird es zulassen, daß Greuel aller Art nach Zion gelangen", sagte Heber C. Kimball, „um die Heiligen zu reinigen." Es hat nicht lange gedauert, bis die Greuel da waren.

Viele bleiben standhaft, bleiben unangefochten; aber allzu viele sind dazu nicht imstande (schon ein einziger ist zuviel!). Im vergangenen Jahrzehnt haben wir, freilich nicht ohne Trauma, Bekehrungen erlebt — Bekehrungen von jedem „Ismus" und jeder „Ologie" samt Anhang, die es im Lexikon gibt. Mancher dieser jungen Leute ähnelt einem Patienten in der eisernen Lunge, dem plötzlich ein rückwirkendes Kinderlähmungsserum eingespritzt wird und der im Handumdrehen geheilt ist. Als Bekehrte sind sie entsetzt, daß sich in der Kirche geborene, aber gleichgültige Jugendliche genau in dieselben Sackgassen lokken lassen, aus denen sie selbst soeben mit Mühe herausgekommen sind. Und man kann ihren Argumenten, womit sie Zeugnis geben und von diesen intellektuellen und sozialen Sackgassen abraten, gar nichts entgegenhalten. Und so geschieht es, daß wir — zu einem erstaunlich frühen Zeitpunkt — eine Jugend hervorbringen, die nach Christusähnlichkeit trachtet, nicht, weil sie keine anderen Möglichkeiten wüßte, sondern gerade weil sie, aus eigener oder anschaulich miterlebter fremder Erfahrung, die anderen Möglichkeiten sehr wohl kennt.

Die Triebkraft Selbstbewußtheit

Man sagt, die drückendste, manchmal sogar niederdrückendste Frage, vor die sich ein junger Mensch gestellt sieht, sei: „Wer bin ich?" Das ist die eigentliche Kluft zwischen den Generationen, die Kluft zwischen dem entgleitenden Zauber der Jugend und deren angeborenen Bestimmung; die dem jungen Menschen gleichsam eingebaut ist. Von den jungen Leuten wird nicht verlangt, das eine oder das andere aufzugeben, aber man erkennt neue Farben, eine Vielfalt von Licht und Schatten, wenn sie nach und nach entdecken: das Ihre tun heißt die Dinge Christi tun. Das ergibt sich nun nicht etwa allein daraus, daß man etwas tut, sondern auch daraus, das man etwas ist, nämlich das, was man wirklich und eigentlich ist. Manch einer ist nicht besonders darauf versessen, all dies schon jetzt herauszufinden; denn noch ist er zu sehr in den eigenen Bürgerkrieg verwickelt, noch ist er nicht bereit, nach einer Größe zu streben, wie Christus sie verstanden wissen will; er will auch noch nicht einsehen, daß der Herr seine ganze Habe von ihm verlangt, um sie ihm um so besser zurückgeben zu können.

Die Triebkraft Nachahmung

Man sagt, oftmals mit dem Zusatz „leider", daß die Jugend einen Nachahmungstrieb ausübt, indem sie, getreu bis zum nebensächlichen Räuspern, einen Filmstar oder ein Plattenidol imitiert, haufenweise Verehrerpost schreibt und sich gegenseitig mit Reden und Sprüchen stärkt, in denen es vor Superlativen nur so wimmelt.

Aber unter der Oberfläche kann man sehen, wie diese Jugend dasselbe tut, wenn es sich um einen guten Lehrer, einen Sporttrainer, einen Missionspräsidenten handelt. Mit atemberaubender Genauigkeit imitieren sie, beinah ohne daß sie selbst es wissen, die feinen Eigenheiten geistiger Durchdringung und Unterscheidung, und dies gilt auch für ihre „Helden" in der Schule. Es ist daher ein großer Tag, wenn sie an einen Meisterübersetzer geraten, der den Meister zu übersetzen weiß, so daß es Christus selbst ist, den sie sehen und fühlen. (Und es ist ein Trauerspiel, wenn ihr, wie Präsident McKay es genannt hat, „geistiges Analphabetentum" nur ein Echo, ein Spiegelbild des unseren ist!) Ein lebendiger Glaube, so ist uns offenbart, wird nicht so sehr eingetrichtert als vielmehr hervorgeholt, und zwar, indem man die Stimme des Hirten hört — und nicht, wie unser Stolz es so gerne hätte, unsere Stimme. Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir bisweilen so durchscheinend sein müssen, daß die jungen Leute sich dem Heiland selbst gegenübersehen, und wenn es anfangs auch nur so ist, daß sie Ihm von den Lippen ablesen.

Kurzum, sie glauben, was sie sehen. Und in unserer

Mitte, wo sich manchmal auch der Herr befindet, kann man sie soweit bringen, daß sie das Folgende anerkennen:

„Dann werdet ihr wissen, daß ihr mich gesehen habt, daß ich bin und daß ich das wahre Licht bin, das in euch ist, und daß ihr in mir seid; sonst könntet ihr nicht wachsen und zunehmen" (LuB 88:50).

Die Triebkraft Mission

Die Jugend, so hört man immer wieder klagen, bringt es zustande, bei allem auf der falschen Seite zu stehen. Und stets will sie sich an allem beteiligen. Wie können wir ihr Heiliges anvertrauen? Diese Frage offenbart viel eher, wie weit *wir* vom Herrn entfernt sind, und nicht sie. Er fordert. Seine Stimme ruft, eine Stimme in unserer Zeit, und sie ruft den jungen Leuten zu, sich „mit Kraft aus der Höhe" ausrüsten zu lassen und sich dann der ganzen Welt zum Kampf zu stellen.

Der Prophet Joseph Smith dachte vielleicht daran, daß ihm die Last der Ewigkeit auf die Schultern gelegt wurde, als er 14 Jahre alt war; einmal sagte er, und er sah dabei nach Westen: „Ich möchte, daß jeder Mann (das waren aber nur Burschen!) ein König und ein Priester sei! Wenn er auf die Berge gelangt, wird er mit seinem Gott sprechen wollen." Und so ist es auch geschehen.

Eine Mission!

Ist es auf den ersten Blick nicht widersinnig und lächerlich, daß durch göttliche Autorität die Aaronischen Priestertumsträger beauftragt werden, darauf zu sehen, daß keine Gottlosigkeit in der Gemeinde herrscht? Wie heißt es im einzelnen: „Sie müssen den Glauben der Mitglieder stärken und solche, die vom Wege abgeirrt sind, dazu bewegen, Buße zu tun, sich zu Gott zu wenden und zu leben" („Lehren des Propheten Joseph Smith", S. 67).

Und dies ist es, was geschieht. Erstens, weil die Anwesenheit der Jugend im Mittelpunkt des Kirchenprogramms sich so auswirkt — und das kann man ruhig behaupten —, daß die Übertretungen der Erwachsenen unter die Oberfläche verdrängt werden oder daß, was noch besser ist, die gereifteren Erwachsenen ihre eigene Erneuerung unter Beweis stellen, indem sie die heranwachsende Generation besser wappnen. Man frage jeden GFV-Lehrer. Zweitens ist der Einfluß zu nennen, den die abwesende Jugend hat. Diese jungen Männer, ordinierte Älteste der Kirche, kommen in der Welt herum, zu Lande und zu Wasser, auf Mission und beim Militär. Da sind sie, Soldaten, die sich nicht vergeuden, die nicht ausschweifen, die vielmehr bewußt an allem teilnehmen, „von einer ganz anderen Art", wie es ein erstaunter Offizier ausdrückte, die eigentlich gar keine Militärgeistlichen brauchen, weil sie alle selbst Geistliche sind.

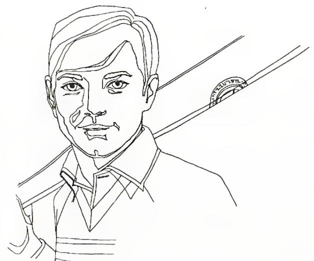
Und drittens, weil sich Jugendliche in jeder Menge gegen tausendjährige Traditionen aufgelehnt haben, um das Evangelium anzunehmen und es zu leben, während sie inzwischen von der Familie daheim symbolisch ins Grab gelegt worden sind. Man kann ruhig sämtliche bekannten Ausnahmen zitieren, aber der göttliche Ausspruch bleibt dennoch bestehen: „Meine jungen Männer ... die die Stärke meines Hauses sind" (LuB 101:55).

Die Triebkraft Familie

Schließlich ist die Jugend schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt in die Liebe verliebt, ohne Rücksicht darauf, wie sehr die Liebe in ihrer Umgebung falsch ausgelegt und verdreht wird. Immer wieder sehen wir, daß man die jungen Menschen auf dieser Grundlage ansprechen kann. Ganz gleich, ob sie mit einer geordneten Familie, einem glücklichen Zuhause gesegnet sind (und wenn man der Statistik glauben darf, sind es 65 Prozent) oder ob sie aus einer unglücklichen Umgebung mit Scheidung usw. stammen, im Extremfall also nichts anderes kennen als reines Elend — sie alle wollen lieben und geliebt werden. Sie gehören zu der einzigen Kirche auf der Welt, die ganz klar ausgesprochen hat, daß dies wohl das ewigste unter den inneren Bedürfnissen ist, die letzte Vollendung des Menschen. Aber dies ist, als wollte man einem kleinen Mädchen erzählen, die Venus von Milo sei schöner als seine kleine Stoffpuppe. Manche Gedächtnislücke und manches Fieber muß aufhören, und manch ein Wachstum muß sich vollziehen; aber allmählich bricht das Gefühl durch (irgendwann zwischen dem 13. und dem 30. Lebensjahr), daß die pulsierende Liebe sich nicht von der Ehe trennen läßt, daß man eine glückliche Ehe nicht von Christus trennen kann, daß die göttlichste Form der ehelichen Liebe untrennbar mit Kindern verbunden ist. Diese Art von Liebe geht allmählich in Anbetung über, eine Anbetung, über der das Lächeln Gottes schwebt, weil sie in Seinem Ebenbild ist.

Diese unsere jungen Leute stemmen sich der Flut der Entartung und Verderbtheit entgegen, drehen sie um.

Parley P. Pratt hat das vorausgesehen: „Durch die Wiederherstellung dieser reinen Gesetze und Übungen hat eine Verbesserung, eine Regenerierung der menschlichen Rasse begonnen. Ein heiliges, gemäßigtes Leben, eine reine Moral und ein reines Benehmen, Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude, Sanftmut, Lauterkeit, geistige Entwicklung, reine Wahrheit und Erkenntnis, vor allem aber das Wirken des Geistes Gottes — all dies wird ein Menschengeschlecht hervorbringen, schöner an Gesicht und Gestalt, stärker und kräftiger in seiner Beschaffenheit, glücklicher an Temperament und Veranlagung, dem Geistigen aufgeschlossener, dem Laster abgeneigter, aber besser gerüstet für ein langes Leben und gute Tage in unserem Erdenleben" („Key to Theology", S. 167). ○





KENNETH W. GODFREY

Die heranwachsende Generation

Die heutige Jugend ist mehr darauf bedacht, keine Heuchelei in ihr Leben eindringen zu lassen, als es in der vorigen Generation der Fall war. Die heutige Jugend will Lehrer, Führer und Erwachsene, die ihr die Tatsachen so darlegen, wie sie waren, wie sie sind und wie sie sein werden. Sie will, daß die Menschen wirklich so sind, wie sie wirklich sind: am Sonntagmorgen, wo ein jeder besonders gut aussehen will, ebenso wie am Samstagabend.

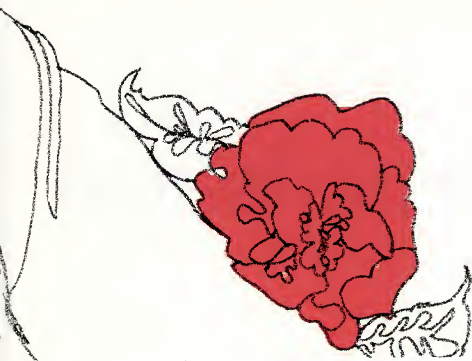
Vielleicht ist es unsere verstädterte Gesellschaft, die diesen Wunsch nach größerer Echtheit besonders laut werden läßt. Wenn jemand sein ganzes Leben in einer kleinen ländlichen Gemeinde verbracht hat, so war für ihn immer eine Art gesunde Wirklichkeit gegenwärtig. Die Leute haben miteinander gearbeitet, zusammen geweint, wenn ein geliebtes Wesen gestorben ist, miteinander Freud und Leid getragen, Enttäuschungen überwunden, die Dürre bekämpft, und sie haben einander gut und gründlich kennengelernt. Auf diese Weise war es so gut wie unmöglich, diejenigen zu täuschen, mit denen man in derselben Gegend gewohnt hat.

In der Stadt aber arbeitet kaum jemand mit einem anderen Kirchenmitglied zusammen. Daß man sich nur noch gelegentlich in der Kirche sieht, das bringt die Menschen leicht dazu, daß sie anmaßend und großsprecherisch werden, daß sie das sagen, was die anderen hören wollen, daß sie von irgendeinem „faulen Zauber" umgeben sind. Die Jugend freilich hat dafür ein gutes Gespür und strebt vor allem nach dem, was wirklich und wahrhaftig ist.

Die jungen Leute sind anscheinend durchaus bereit, in der eigenen Altersgruppe eine größere Unterschiedlichkeit und eine breitere Meinungsfreiheit zu tolerieren; sie kämpfen eigentlich dafür, daß jeder Mensch das Recht in Anspruch nehmen darf, das Seine zu tun. Dies ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß sie gegen Autorität, strenge Regeln und Einrichtungen sind, durch die ihnen Richtlinien und Entscheidungen aufgenötigt werden, ohne daß man sie auffordert, bei der Entscheidung selbst irgendeine Rolle zu spielen.

Soziale und universelle Gerechtigkeit übt auf die heutige Jugend eine noch nie dagewesene Anziehungskraft aus. Sie beschäftigt sich mit denen, die im Krieg, bei Aufruhr und in Katastrophen verwundet, verbrannt und getötet werden, und leidet mit ihnen. Sie macht den Schrei derjenigen, die in Slums leben und deren Geist und Befähigung in einem Meer der Armut untergehen, zu ihrem eigenen Schrei. Das Fernsehen, das sich mit allen Seiten des Lebens befaßt, hat es ihnen ermöglicht, sich die Schrekken des Kriegs, der Unglücksfälle und Hungersnöte selbst vor Augen zu führen — frühere Generationen konnten sich das allgemeine Elend auf der Welt auch nur allgemein vorstellen.

„Dies ist wohl die beste Generation junger Menschen, die es je auf der Welt gegeben hat!" hört man oftmals einen Kirchenführer ausrufen. Hervorragende Jugendliche und vortreffliche Führer können im Rahmen des wiederhergestellten Evangeliums mit-



einander arbeiten. Die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage hat schon immer den Traum von Zion gehabt — ein Zion, wo die Menschen immer wirklich sind, wo ein jeder weiß, warum etwas so ist und nicht anders; ein Zion der universellen Gerechtigkeit, des Friedens und der Harmonie; ein Zion ohne reiche und arme Leute; ein Zion, erfüllt mit Sinn, Befriedigung und Freude. Als Volk haben wir uns dennoch nicht abgesondert von der Welt, sondern haben uns darangemacht, sie zu ändern und dadurch unser Teil zu tun, um das Zion herbeizuführen, das wir ersehnen.

Die heutige Jugend will Führer haben, die ihr Hauptaugenmerk auf den Traum von Zion richten und die in Fragen sozialer Art Stellung nehmen, die aber anderseits diejenigen, die nicht ihrer Meinung sind, nicht einfach abtun und verurteilen. Sie will etwas über Minderheiten erfahren und sich darum kümmern, aber zur gleichen Zeit treten die jungen Leute dafür ein, daß die Religion nicht zu einem Sozialevangelium der guten Werke ausartet.

Mit dem Bewußtsein, daß eine totale Hingabe und eine wirkliche Überzeugung unerläßlich sind, legen sie besonderes Gewicht darauf, ein sinnvolles Verhältnis zu Jesus Christus zu finden, zugleich aber mit beiden Füßen auf dem Boden des jetzigen Geschehens zu bleiben. Sie sind sich dessen bewußt, daß Sicherheit notwendig ist und man die ewigen Wahrheiten hervorheben muß. Für sie haben Begriffe wie Dienen, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Glaube und Buße eine wirkliche Bedeutung, und sie sehnen sich nach Möglichkeiten, das Evangelium zu gebrauchen, indem sie anderen helfen und zugleich ihre eigene Beziehung zu Gott festigen.

„Die Jugend ist zunächst mißtrauisch gegen Erwachsene, die mit dem Mantel der Autorität umgeben sind", sagte ein Bischof. „Ein hoher Prozentsatz verwahrt sich zuerst ganz heftig gegen die vertrauliche Unterredung. Viel Zeit und viel Überzeugungskraft sind notwendig, ehe die jungen Leute das Gefühl bekommen, daß ich lang und interessiert zuhören will und daß ich nur sehr sparsam und nach reiflicher Überlegung urteile."

Mit großem Verständnis sagte ein ausgezeichneter Jugendführer: „Zu einer vertraulichen Unterredung gehören mindestens drei, und einer davon ist immer Gott. Sie vertrauen mir, weil sie Ihm vertrauen. Und wenn sie Ihn nicht kennen, dann kommt es auch nur ganz selten vor, daß sie mir vertrauen." Aus diesem Grund ist es für diesen Führer eine dringende Notwendigkeit, daß sich die Jugend um ein persönliches Verhältnis zu Gott bemüht.

Junge Leute wollen jemand als Führer haben, der daran Anstoß nimmt, wenn sie unrecht tun; denn sie wissen ja, wenn sie unrecht tun. Aber diese Mißbilligung darf erst dann erfolgen, wenn der Jugendliche bis zu Ende angehört worden ist, und dabei muß gegenseitige Achtung für die Gefühle des anderen herrschen.

Die Jugend braucht mehr als alles andere das Gefühl, daß die führenden Leute sie verstehen und sich um sie sorgen. Wie ungestüm ihre Taten auch sein mögen — man kann sie zu einem gottähnlichen Verhalten bringen, wenn man sie nur versteht. Man muß sich stets vor Augen halten, daß Jesus Christus während Seines ganzen Erdenwirkens keinem einzigen Menschen gesagt hat, er sei so böse, daß auch Buße ihm nicht mehr helfen könnte. Präsident David O. McKay hat wohl am besten die Eigenschaften zusammengefaßt, welche die Jugend und die Führer gleichermaßen besitzen müssen: „Es führt kein Weg zum Herzen Gottes, der nicht auch durch das Menschenherz führte." ○

Und zwar Grundsätze

VON MARION D. HANKS
Assistent des Rates der Zwölf und
Chefredakteur der „Era of Youth"

Was man wirklich als die „Schlacht des Jahrhunderts" bezeichnen könnte, das ist das beharrliche Bemühen, der Jugend beim Entdecken der wahren Bedeutung des Lebens zu helfen und sie so zu lenken, daß sie ein gutes Leben führt und sich einen guten Charakter aneignet. Die Kirche Jesu Christi steht in dieser Schlacht in den vordersten Reihen; denn sie bringt eine riesige Reserve von Menschen, Grundsätzen und Programmen ins Treffen, um den jungen Menschen beizustehen, wenn diese sich — und das ist eine schwierige Sache! — die wichtigsten und wesentlichsten Dinge des Lebens auswählen und zu ihrem Lebensinhalt machen.

In einer amerikanischen Zeitung war kürzlich in einem Leitartikel zu lesen:

Anscheinend haben die Mormonen eine Antwort auf die Frage, mit der sich jede religiöse Gemeinschaft zu befassen hat: „Wie können wir die Jugend bei der Stange halten?" ... [Sie] nehmen ihren Glauben ernst. Und dies ist vielleicht das eigentliche Geheimnis des Erfolges, den sie mit dem Bemühen haben, ihre jungen Leute bei der Kirche zu halten.

Was beabsichtigt die Kirche für die jungen Leute, und wie nützt es ihnen?

Die Kirche will den jungen Leuten behilflich sein, im Leben all den Reichtum, die Fülle und Güte zu finden, die unser himmlischer Vater und Sein Sohn Jesus Christus, unser Erlöser, uns schenken möchten, so daß in ihrem Herzen ein Gegenstück zu der Liebe entsteht, die Gott für alle Menschen empfindet.

Was ist ein rechtschaffenes Leben?

In der Kirche lernt unsere Jugend, daß das gute Leben darin besteht, daß man sich um die höchsten Werte bemüht und all das Gute in sich verwirklicht, das in einem schlummert — ein Leben, worin sich Geistigkeit, hohe persönliche Grundsätze, ein geschulter Verstand, körperliche Tüchtigkeit, eine gereifte Widerstandsfähigkeit gegenüber Schwierigkeiten und ein Verantwortungsgefühl für die anderen Menschen, einschließlich noch ungeborener Generationen, die Waage halten.

Die Kirche hat auf all diesen Gebieten viele Möglichkeiten einer kraftvollen Hilfe; sie leistet auch wertvollen Beistand beim Entfalten von Führungseigenschaften und daß man das Schöne und Gute besser kennenlernt; sie führt zu wohlüberlegtem Liebeswerben, zu einer glücklichen Ehe, zu einem freudevollen Familienleben und veranlaßt gute Köpfe zu guter Urteilsbildung.

Was ist das Risiko?

Da ist einmal die Natur der Jugend selbst, und zweitens sind es die Lebensumstände in unserer komplizierten Welt. Der ganz jung verstorbene englische Dichter John Keats hat gesagt:

„Der Knabe hat eine gesunde Vorstellungswelt, und der Mann hat eine gereifte, gesunde Phantasie; aber dazwischen liegt eine Lebensspanne, darin die Seele in Gärung ist, der Charakter ungeformt ... und das ist der Grund von Widerwillen und Ärgernis."

Unsere Zeit ist einerseits charakterisiert durch eine aufrührerische Unordnung, die von unreifen, unfruchtbaren und irregeleiteten Leuten, die sich als ernste Kritiker aufspielen, herbeigeführt wird, und anderseits durch eine herausfordernde Kritik aus intelligenten (oftmals jugendlichen) Quellen, die sich bemühen, eine höhere Moral und ein anständigeres Benehmen entstehen zu lassen. Die Jugend braucht Hilfe, wenn sie zwischen diesen beiden Faktoren unterscheiden lernen soll — den einen zurück-

weisend und zum anderen beitragend. Sie muß lernen, wie man durch wohlbedachte Entscheidungen, gefolgt von dem entsprechenden Tun, einen guten Charakter formt und erwirbt.

Wie geht die Kirche an diese gewichtige Aufgabe?
Die Antwort auf die Frage ist eng verknüpft mit dem Wort: **Grundsätze.**
Die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage lehrt ihre jungen Leute die richtigen Grundsätze, gibt ihnen Gelegenheit, diese Grundsätze in dem einen oder anderen Programm praktisch anzuwenden, und sorgt für eine kluge Führung durch anteilnehmende Erwachsene. Sie sorgt für eine Umgebung, worin die jungen Leute Glauben entwickeln können, ferner das Gefühl der Zugehörigkeit, wo sie sich einem wertvollen Dienst hingeben und auch Selbstachtung erlangen können, indem sie lieben und geliebt werden. Die Leere, die Einsamkeit, die Angst — dieser dreifache Fluch unserer Zeit — werden in Schranken gehalten und können gänzlich überwunden werden, sobald wir den richtigen Grundsätzen Leben einhauchen und sie zu einem Teil unseres Ichs machen. Und zwar handelt es sich dabei um die folgenden Grundsätze:

GOTT LEBT
Jeder Mensch ist ein ewiges Wesen, buchstäblich ein Kind Gottes; denn Gott ist der „Vater der Geister". Als Geistkind des Vaters hat der Mensch gelebt und geliebt und seine Entscheidungen getroffen — und zwar in einer vorirdischen Welt. Bei dem „Streit im Himmel" befand er sich auf der Seite des Heilands; deshalb ist er auf die Welt gekommen: mit einer Sendung und einem Zweck. Und zusammen mit allen anderen Söhnen und Töchtern Gottes wird er ewig leben, wenn er sich dafür entscheidet, ein für immer fortschrittliches Leben des schöpferischen Dienens im Reich Gottes zu führen. Diese Entscheidung trifft er während seines irdischen Daseins, indem er gläubig ist, gehorsam ist, indem er zu lieben lernt.
Gott ist ein lebendiger, liebevoller, heiliger ewiger Vater, voll Güte und Gnade, der will, daß es uns wohl ergehe; der uns Erkenntnis schenkt und Widersetzlichkeit duldet; der unser Recht, freie Entscheidungen zu treffen, schützt, aber verlangt, daß wir die Folgen unserer Entscheidung auf uns nehmen; der uns den Heiland gesandt hat, um die Gerechtigkeit in den Mantel der Barmherzigkeit zu hüllen; der uns die Buße möglich und die Vergebung zur Gewißheit macht.

DAS LEBEN IST EWIG UND SINNVOLL
Das Leben ist ewig; das irdische Dasein hat Zweck und Sinn. Die Eigenbewußtheit, die Persönlichkeit bleiben erhalten. Was wir uns an Geistigem und an charakterlich-intellektueller Fähigkeit erwerben, das nehmen wir über den irdischen Tod hinweg in die Ewigkeit mit. Das Leben ist nicht viel anders als ein Schulzimmer; es ist kein Spielplatz und keine Folterkammer und keine Rennbahn für den Erwerb materieller Güter. Was wir hier sollen ist suchen, bitten, anklopfen, Glauben und Gehorsam lernen, vom Geist geführt, gehen lernen. Anbetung ist Verständigung mit Gott; Beten ist ein Mittel, mit Ihm in Verbindung zu sein.

CHRISTUS UND DER MENSCH
Es ist „das Werk und die Herrlichkeit" Gottes, „die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen". Die Seligkeit können wir nur durch ein Tor mit einem doppelten Schloß erreichen: Christus hat eines davon schon aufgeschlossen — Er steht nun davor und klopft; der andere Schlüssel aber ist in unserem eigenen Herzen: wir selbst müssen ihn umdrehen, indem wir Ihm unser Herz öffnen und die Wege wandeln, die Er uns geheißen hat. Das Maß unserer Herrlichkeit ist darin begründet, inwieweit wir Seine Gebote zu befolgen imstande sind.

ZEHNTER UND FASTEN
Alles, war wir haben, das haben wir von Gott. Der Zehnte und die Opfer aber, die wir in Seine Vorratskammer bringen, sind das, was wir Ihm zurückzahlen. Er hat uns gelehrt, daß wir auch uns selbst hingeben müssen. Wir fasten und beten um Glauben, damit wir verstehen, handeln, widerstehen, ertragen können. Der Zehnte ist ein geistiger Grundsatz. Junge Mormonen bezahlen ihren Zehnten von allem, was sie von Kindheit an erwerben oder verdienen.

DIENEN
Gott liebt uns; Er hat uns geboten, daß wir Ihn und unsere Mitmenschen lieben. Ihm genügt es aber nicht, wenn wir Ihm bloß mit den Lippen dienen oder nur das tun, was uns ein Ansehen gibt. Liebe in abstraktem Sinn ist ohne Bedeutung. Gott braucht ein Werkzeug, um Seine Liebe zu manifestieren. Er verlangt von uns, daß wir heilig, selbstlos, großherzig sind. Der Heiland ist unser Vorbild, der barmherzige Samariter das Beispiel, das Er uns gezeigt hat. Für die jungen Leute in der Kirche gibt es vielerlei Möglichkeiten, zu dienen.



VERGEBUNG
Im Himmel herrscht Freude, wenn ein Wanderer in die Heimat zurückkehrt, wenn ein Sünder Buße tut; und auch auf Erden muß darüber bei denen Freude herrschen, die dem Herrn folgen möchten: Nicht verurteilen, tadeln, verdammen sollen wir, nicht zurückstoßen, schmähen und verachten, sondern uns freuen, daß der verlorene Sohn zurückgekehrt ist.

LIEBE UND EHE
Wie Gott und der Mensch und die Liebe, so ist auch die Ehe etwas Ewiges, und damit auch die Familie. Jede Liebeswerbung muß auf diese Einsicht gegründet sein; wer Umgang mit dem anderen Geschlecht pflegt muß sich dieser Wahrheit bewußt sein. Eine ewige Ehe ist das Ergebnis, wenn zwei ein Leben voll Liebe führen und eine reiche Ernte einbringen dürfen: sie ist Gottes Gesetz. Junge Mormonen heiraten im Tempel „für Zeit und alle Ewigkeit".

VOLLMACHT
Gott gibt die Vollmacht, Ihn zu vertreten, denjenigen, die Er auswählt und auf Seine Weise dazu ordiniert. Das ist nicht etwas, was man automatisch erwirbt, wenn man sich Ihn „erwählt", denn Er hat gesagt: „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt." Gewöhnliche Männer aus keiner besonderen Umgebung oder Herkunft können, wenn sie von Gott berufen und ermächtigt sind, Ihm als Seine befugten Vertreter dienen. Junge Mormonen, die dem Glauben treu sind, werden vom 12. Lebensjahr an mit einem Amt der Priestertumsvollmacht betraut, das es ihnen ermöglicht, sich auf führende Stellen und für den heiligen Dienst so vorzubereiten, wie es ihrem Alter und ihrer Erfahrung angemessen ist.
All dies und viel anderes Grundsätzliches hat Gott durch die Propheten in jeder Evangeliumszeit offenbart, auch in der unseren. Für die jungen Mormonen ist die Religion die Kraft, welche die geistigen Kräfte in ihrem Innern frei macht: sie sind wahre Kinder Gottes.

MISSIONSARBEIT
Ein junger Mormone ist allen anderen Menschen ein Bruder. Er ist daher verpflichtet, alles Gute und Wahre mit ihnen zu teilen. Er tut dies, indem er zwei Jahre seines Lebens hingibt und sich in dieser Zeit ganz der Missionsarbeit in einem ihm zugewiesenen Gebiet der Welt widmet. Was es kostet, muß er selbst beschaffen; die Mittel dazu stammen entweder von ihm selbst oder von seiner Familie oder aus Spenden anderer Leute.

GESUNDHEIT
Körperliche Gesundheit und Wohlbefinden sind für ein erfülltes Leben notwendig; daher lernt der junge Mormone von Kindheit an, den Körper zu schützen und zu stärken. Er tut dies aus Prinzip; denn er glaubt, daß der Körper ein Teil — und zwar nicht ein böser oder schlechter — seiner ewigen Seele ist: „Der Geist und der Körper sind die Seele des Menschen." In der Praxis befolgt er ein Gesundheitsgesetz, das sogenannte Wort der Weisheit, das aus einer Offenbarung des Herrn an Joseph Smith im Jahre 1833 stammt. Der Herr rät darin zur Enthaltung von Alkohol, Tabak und anderen schädlichen Stoffen und verheißt dafür körperliche und geistige Segnungen.
Schwere, ehrliche Arbeit wird empfohlen, ja, gelegentlich auch von der Kirche gefordert, wenn bei einem Kirchenbau, auf einer Wohlfahrtsfarm oder in einer Fabrik, wo Erzeugnisse für bedürftige Menschen hergestellt werden, so eine Arbeit geleistet werden muß.
Sport und Leichtathletik werden von der Kirche gefördert, ebenso Lagerfahrten und Tanzveranstaltungen und andere wertvolle Arten der Unterhaltung und Entspannung. Jemand hat dies „vergeistigte Erholung" genannt — körperliche und kulturelle Betätigung unter der Leitung befähigter Führer.
Die jungen Mormonen werden gelehrt, dem Ruf ihres Vaterlandes mit Bereitwilligkeit und Mut Folge zu leisten. Was für die tapferen Jünglinge des Volkes Ammon vor zweitausend Jahren gegolten hat, das läßt sich von der heutigen Mormonenjugend sagen: „Und sie waren alle

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR APRIL 1970

Immer dem Führer nach

VON HAZEL SWANSON

François und Jean beeilten sich mit ihrem Frühstück in der Wohnküche ihres Bauernhauses im Departement Landes. Papa hatte gesagt, sie dürften mit ihm in die Stadt fahren, wenn sie bis dahin mit ihrer Arbeit fertig wären.

„Du kannst Contrelle füttern", sagte der zehnjährige François zu seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder. „Ich werde mich um die Hühner und Gänse kümmern und für Mama Wasser holen."

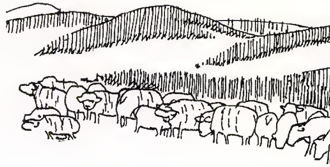
Da kam gerade Papa mit Onkel Jacques bei der niederen Küchentür herein. „Jungens, Onkel Jacques muß mit mir in die Stadt fahren, und er braucht euch, damit ihr heute seine Schafe hütet. Seit dem letzten Unwetter sind die Wiesen in der Niederung wieder ein einziger Sumpf, und Onkel Jacques möchte nicht wieder Schafe verlieren wie letztes Jahr."

François spürte den scharfen Stich der Enttäuschung, aber Jean machte sich anscheinend nicht soviel daraus. „Mach kein solches Gesicht", sagte Jean fröhlich. „Wir haben da wenigstens die Möglichkeit, für den Wettlauf ein wenig Stelzengehen zu üben."

François bemühte sich tapfer, seine Enttäuschung nicht zu zeigen, aber er war einfach nicht so unbeschwert wie Jean. Der war mehr nach Mama geraten. Mama sagte immer, jede Enttäuschung habe ihr Gutes, aber François konnte nicht einsehen, wie das möglich sein sollte.

Nach den Hausarbeiten suchten die Jungen ihre Stelzen hervor. Die waren aus schmalen Brettern gemacht, mannshoch, mit einer Fußstütze etwa ein Meter über dem Boden. Ein Lederriemen war an der Fußstütze befestigt, so daß man sich den Unterschenkel an der Latte festschnallen konnte.

Früher waren alle Männer und Hirten im ganzen Departement Landes auf



solchen Stelzen gegangen; denn vorzeiten war das ganze Gebiet versumpft gewesen; aber die klugen Schafzüchter rangen dem Meer den Boden ab, dämmten die Wanderdünen ein, pflanzten viele tausend Nadelbäume und legten den Boden auf diese Weise trocken. Jetzt war Landes zu einem fruchtbaren Gebiet geworden, aber wenn heftige Regengüsse kamen, verwandelten sich die tiefer gelegenen Wiesen noch immer in gefährliche Sümpfe, gefährlich für die Tiere, die sich dorthin wagten.
„Wer ist schneller bei der Wiese?" rief Jean voll Eifer, und die beiden Buben stelzten auf ihren Brettern davon wie fremdartige Störche.
Eine Zeitlang sahen die zwei Jungen voll Aufmerksamkeit der Herde zu. Dann rief Jean abermals: „Machen wir doch ein Übungsrennen — bis zu den Kiefern am Nordende der Wiese!"
François schaute zu den Schafen hinüber. Die Herde verhielt sich ganz still und ruhig, als sei ihr die Ruhe nach dem schrecklichen Unwetter der vergangenen Tage sehr willkommen.
„Ja, 's ist recht!" rief er zurück und machte sich mit großen, beinah gesprungenen Schritten auf den Weg. Bis zu den Kiefern war es ziemlich weit, und er mußte bald einsehen, daß es gar nicht so einfach war, mit seinem jüngeren Bruder Schritt zu halten. Zwar hatte die Wiese ein paar gute Entwässerungsgräben, aber der Regen war so stark gewesen, daß der Boden noch immer ganz naß war. Jean war atemlos, als sie sich auf den Rückweg machten. Plötzlich schrie er: „François, sieh! Die Schafe!"
François wollte seinen Augen nicht trauen. Der Leithammel bewegte sich in Richtung auf die tiefer gelegene Wiese, und alle übrigen Schafe trotteten ihm getreulich nach. Wenn die Jungen sich nicht beeilten, würden alle Schafe in den Morast geraten.
Als die Buben angestürzt kamen, waren schon ein paar Schafe dem Leithammel in den Sumpf gefolgt. Und indem sie sich heftig bewegten und blökten, sanken sie immer tiefer ein.
„Schnell, Jean, dort hinüber! Scheuche die anderen weg!" Ohne zu achten, ob Jean die Anordnung befolgte, hastete François mit großen Sprüngen in die entgegengesetzte Richtung. Er klatschte die Hände zusammen und brüllte aus Leibeskräften. Etwa fünfzig Schafe ließen sich davon beeindrucken und wandten sich vom Leithammel weg in die andere



Richtung, hinauf auf festeren Grund. Erst jetzt blickte er sich um: „Hatte Jean Erfolg gehabt?" Ja, auch er konnte an die dreißig Schafe von ihrem Vorhaben abbringen.
Schnell zählte er die Schafe. Zusammen mit dem Leithammel waren es zwölf, die im Schlamm steckten. Er bemühte sich sehr, ruhig zu blei-

ben. Ein Schafhirte hatte eine besondere Vertrauensstelle inne. Er durfte einfach kein Schaf verlieren. Aber was sollte er denn tun? Da wurde es ihm bewußt, daß er ja noch immer auf Stelzen stand. Damit konnte er in den Sumpf hineingelangen und die Schafe einzeln heraustragen.

„Jean, bringe die übrigen hinauf zu den Kiefern!"

„Aber die anderen?" Jeans Stimme zitterte, denn der schreckerfüllte Blick der gefährdeten Schafe drang ihm bis ins Herz.

„Tu, was ich dir sage!" sagte François. Rasch wandte er sich um und begann in den Morast hineinzuwaten. Die Stelzen sanken tief ein, mit jedem Schritt tiefer, aber er selbst war oben, außerhalb. Als er an den Leithammel herangelangt war, beugte er sich nieder, um ihn aus der zähen Masse loszureißen, mußte aber erkennen, daß die Stelzen ihn daran hinderten, sich genügend weit vorzubeugen. Er mußte sie abbinden. Er beugte sich nieder, löste die Schlingen und stürzte, als die rechte Stelze plötzlich kippte, kopfüber in den Morast. Wild riß er die Riemen los; der Schlamm hinderte ihn am Sehen. Schließlich bemerkte er, daß er nur knietiefen Schlamm um sich hatte; die beiden Stelzen schwammen wie zwei Bretter obenauf. Was aber für ihn nur knietief war, konnte für die zappelnden Tiere den Untergang bedeuten.

„François, François, warte, ich komme schon; ich helfe dir! Die übrigen Schafe sind in Sicherheit!" Jean stand am Rand des Sumpfes, noch immer auf Stelzen. Plötzlich hatte François einen Einfall.

„Binde dir die Stelzen ab, und nimm auch meine dazu", rief er und beugte sich vor und warf seinem Bruder die beiden Latten hinüber. „Binde alle vier zusammen. Sie schwimmen ja, wie du siehst. Wir machen ein Floß daraus, und dann hebe ich die Schafe darauf."

Der Leithammel wehrte sich und drehte sich und blökte, als François ihn endlich auf das Behelfsfloß hinaufschieben wollte. Dann aber spürte das Tier, daß der Sog des Morasts nachließ, und lief zuerst vorsichtig, darauf aber im Bewußtsein der Sicherheit ganz energisch über die Stelzen hin, als ob es eine Brücke unter den Füßen hätte.

„Gut", sagte Jean. „Sieh, auch die anderen wollen jetzt heraus. Schnell — ich fange sie, wenn sie kommen!" Endlich hatten es alle Schafe geschafft. François hatte eiskalte Hände; sie waren mit Schlammkrusten bedeckt, als er schließlich aus dem Sumpf watete. Noch nie hatte er sich so müde gefühlt. Aber die Schafe waren in Sicherheit.

Die beiden Jungen saßen auf dem Wiesenabhang und reinigten ihre Stelzen mit Gras, so gut sie konnten, als Papa mit Onkel Jacques auftauchte.

„Was in aller Welt habt denn ihr angefangen?" rief Onkel Jacques aus. Mit einem Wortschwall erklärte Jean des Geschehene. Er war zwar der Jüngere, aber beim Erklären war er viel besser als sein Bruder.

„Und wir haben die Stelzen gar kein bißchen ruiniert, Papa", sagte er. „Wir haben sie so gut gereinigt, daß sie beinah wie neu aussehen."

Papa und Onkel Jacques lachten. „Die Stelzen mögen wohl wie neu aussehen", sagte der Onkel, „aber wartet mal, bis eure Mama sieht, wie





schmutzig ihr zwei seid. Und die Schafe!" Onkel Jacques schüttelte den Kopf.

„Da haben die Buben wenigstens am Nachmittag eine Arbeit", sagte Papa mit strenger Stimme; aber mit den Augen blinzelte er ein bißchen. „Sie können die Schafe reinigen, bevor sie es mit sich selber versuchen; so machen es alle guten Hirten."

Er streichelte Jean den Kopf und legte einen Arm auf die Schulter seines anderen Sohnes. „Auch wenn ihr unachtsam gewesen seid, so seid ihr doch nicht davongelaufen; ihr habt geplant und etwas getan. Auf diese Weise lernt man — indem man dableibt und nicht wegläuft, auch wenn die Lage noch so schwierig ist."

Von den Schafen weglaufen? François würde dies niemals tun können. Er verstand nicht ganz, was sein Vater meinte. Vielleicht hing das mit dem Gefühl zusammen, das er hatte, als sie zum Bauernhaus zurückkehr-

Gewitter

Eine tatsächliche Begebenheit, erzählt
VON LUCILE C. READING

Dick und drohend türmten sich im Südwesten die Gewitterwolken auf. Rachel beobachtete sie und zuckte zusammen, als in der Ferne ein Blitz aufflammte und später der grollende Donner zu hören war. Sie war allein und fürchtete sich. Sie wußte, daß ihre älteren Schwestern und vielleicht sogar die Mutter ein bißchen Angst hätten, wenn sie zu Hause wären, aber auch eine etwas geängstigte Familie würde ihr schon viel Trost bedeutet haben. Erst in Stunden wollten sie zurück sein, und sie wünschte, sie hätte sich ihnen angeschlossen. Warum hatte sie auch daheim bleiben wollen, nur um ein Buch zu Ende zu lesen?

Am meisten dachte Rachel aber an ihren Vater, als sie die fliegenden schwarzen Wolken am Himmel mit furchtsamen Augen verfolgte. Oft schon hatte sie sich gewundert, warum er während eines Gewitters immer draußen saß, unter dem Vordach vor der Tür. Mehrmals hatte er sie, und auch die anderen, aufgefordert, bei ihm zu sitzen. Es war klar, er wollte Gesellschaft haben; aber sie hatte sich immer zu sehr gefürchtet, als daß sie nach draußen gegangen wäre, und sie konnte sich denken, daß es mit Mutter und den Schwestern ähnlich war.

Windböen begannen die Bäume niederzubiegen. Sie fuhr auf, als ein Fenster im Oberstock krachend zuschlug. Die ersten schweren Tropfen schlugen klatschend auf den Boden, als Vater mit dem Wagen in die Einfahrt hereinbog, heraussprang und in das Haus lief. Rachels Herz wollte überquellen vor Liebe zu ihm, als er sagte: „Ich habe mir gedacht, ich will mal sehen, was du machst. Wie wäre es mit einem Logensitz für die Galavorstellung heute abend?"

Sie folgte ihm hinaus vor die Tür, unter das Vordach. Vater rückte zwei Stühle nebeneinander, dann griff er nach ihrer zitternden Hand und hielt sie fest in der seinen. „Siehst du, wie schön dies ist?" sagte er leise. „Feuerwerk der Natur. Weißt du, wenn man Angst hat, so hört das Gewitter deswegen nicht auf, aber wenn man den Mut hat und die Schönheit, die majestätische Kraft davon ansieht, so kann man eine seltsame, erregende Freude verspü-

---

ten. Die Stelzen hingen ihm zwar über die Schulter, aber dennoch kam es ihm vor, als sei er noch immer fast doppelt mannshoch. Das war ein neues, noch nie erlebtes heißes Gefühl. Das war so wie Luftblasen in einem Glas Wasser, die aufsteigen, und er war sehr froh und glücklich. Wahrscheinlich war es das, was Jean und Mama die meiste Zeit verspürten, manchmal aus keinem ersichtlichen Grund. Es war dies ein sehr gutes Gefühl.





ren — und eine tiefe Dankbarkeit dafür, daß man in einer so schönen Welt leben darf. Wieviel vom Leben versäumen doch die Leute, die ihre Zeit damit zubringen, daß sie sich fürchten."

Bei diesen ruhigen Worten sah Rachel auf und ließ ihre Augen über den Himmel schweifen, wo ein Blitz dem anderen folgte, während der Donner ohne Unterbrechung rollte und krachte. In ihren ganzen zehn Jahren hatte sie eigentlich noch nie ein Gewitter richtig gesehen, und dabei war es doch etwas Schönes, dachte sie.

Und in dem Augenblick, die Hand des Vaters fest um die ihre geschlossen, nahm sie sich vor, sich ihr ganzes Leben lang an der Schönheit der Welt zu freuen, und sie wollte mutig sein, sogar in einem Gewitter. . .

... außerordentlich tapfer und mutig, voller Stärke und Tatendrang; aber sehet, das war nicht alles — sie waren zu allen Zeiten in allen ihnen anvertrauten Dingen treu gewesen."

MORAL

Neben einer verantwortungsvollen, religiösen Einstellung zum Leben, zu den Mitmenschen, zum Körper, zur Ehe und zur Familie legen die jungen Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage auch großes Gewicht auf hohe moralische Grundsätze. Es wird ihnen geraten, ein reines, gesundes Leben zu führen. Auf jeder Altersstufe wird in allen Organisationen der Kirche Keuschheit und Treue gelehrt. Auch die kleineren Kinder lernen schon die Glaubensartikel der Kirche auswendig, worin es unter anderem heißt:
„Wir glauben, daß es recht ist, ehrlich, treu, keusch, gütig und tugendhaft zu sein und allen Menschen Gutes zu tun ... Wo etwas Tugendhaftes, Liebenswürdiges oder von gutem Rufe oder Lobenswertes ist, trachten wir danach."

BILDUNG

Aus den heiligen Schriften erfahren die jungen Mormonen, daß „die Herrlichkeit Gottes Intelligenz" ist und daß sie „Kenntnisse suchen sollen durch Studium und auch durch Glauben". Weiter: „Alle Grundsätze der Intelligenz, die wir uns in diesem Leben aneignen, werden mit uns in der Auferstehung hervorkommen. Wenn ein Mensch durch seinen Fleiß und Gehorsam in diesem Leben mehr Erkenntnis und Intelligenz erlangt als ein anderer, wird er in der zukünftigen Welt im gleichen Verhältnis im Vorteil sein."
Es wird beharrlich darauf geachtet, daß die jungen Leute ihren Geist bilden, schulen, verfeinern und schärfen. In verschiedenen Ländern gibt es Kirchenschulen für alle Altersstufen: Colleges, Handelsakademien und Universitäten. In der Nähe von Oberschulen gibt es in vielen Ländern Seminare, die die jungen Leute vor und nach der öffentlichen Schulzeit besuchen, und in Verbindung mit Colleges und Universitäten hat die Kirche vielfach Religionsinstitute errichtet, die alle darauf hinarbeiten, weltliche Bildung zu fördern und diese mit der geistigen, sittlichen Bildung zu verbinden, die für ein erfülltes Leben notwendig ist.
Dem gesunden Geist ist es möglich, eine hohe Stufe des Denkens zu erreichen, und dies führt zu einer hohen Stufe der Moral.

FREUDE

Die Mormonen glauben: „Menschen sind, daß sie Freude haben können", und daß wahre Freude das Ergebnis einer Lebensführung ist, die dem Menschen auf Grund des guten Gewissens und einer starken Selbstachtung ein zusagendes Bild seiner selbst vermittelt. Diese Freude läßt sich aber nicht durch Aufruhr und Zerstörung erreichen, auch nicht durch absonderliche Kleidung, Haartracht und auffälliges Benehmen. Wenn das Leben freudevoll sein soll, dann muß man ein gutes Verhältnis zur Familie und zu den Freunden und Mitmenschen haben, und man muß sich der Existenz Gottes immer mehr bewußt werden und auf Seine Gegenwart vertrauen. Güte und echte Anteilnahme für alle Menschen, ganz gleich, woher sie stammen und was sie sind und welchen Glauben sie haben, das lernen die jungen Leute in der Kirche. Die Annahme öffentlicher Arbeiten wird empfohlen, Politik und Tätigkeit im öffentlichen Leben werden als verdienstvoll und wünschenswert angesehen.
Für die Mitglieder der Kirche ist besonders die Familie wichtig. Die Religion hat die Familie zum Mittelpunkt. Regelmäßig wird ein Heimabend abgehalten, man betet gemeinsam in der Familie, man geht miteinander zur Kirche, zum Gottesdienst; das gesteckte Ziel ist es, alle Feiern, den Urlaub, viele Unternehmungen und auch das Spielen gemeinsam, als Familie, zu betreiben. Die Eltern sind dann mehr darauf bedacht, die Kinder zu einem freudevollen Miteinander und zu glücklicher Lebenserfahrung zu führen, als sie zum Erwerb materieller Güter anzuspornen; ungeachtet dessen wird aber ständig darauf hingewiesen, daß Bildung und Können im Beruf von großer Bedeutung sind.

FÜHRERTUM

Wir lernen etwas zu tun, indem wir es tun, und die Kirche bietet der Jugend vielerlei Gelegenheit, etwas zu tun. Es gibt bei uns kein Berufspriestertum, deshalb liegt die Arbeitslast auf den Mitgliedern. Die jungen Leute in der Kirche halten oft Ansprachen, sie beraten sich mit ihren Führern, sie planen und leiten manche Tätigkeit, sie lehren, singen, führen vor. Sie beteiligen sich an Aufführungen aller Art. Sie sprechen und diskutieren in Versammlungen und Beamtenorganisationen. Dadurch wird hier ein Stamm von Laienführern herangebildet, der von ausgezeichneter Qualität ist und es der Kirche ermöglicht, auf jeder Ebene gut zu funktionieren.
Den jungen Mormonen ist beigebracht worden, was die richtigen Grundsätze sind, und deshalb sind sie imstande, sich auch dann, wenn sie von zu Hause weg sind, in der Missionsarbeit, im Beruf und beim Militär, selbst zu regieren und mit der Kirche und dem Herrn in enger Verbindung zu bleiben.
Nach diesen und anderen Grundsätzen werden die Programme für die Jugend der Kirche gestaltet. In den Prinzipien des Evangeliums Jesu Christi liegt die Kraft und Stärke, die alles festigt und sinnvoll macht, was getan wird, um die jungen Leute bei der Kirche zu halten. ○

(Fortsetzung von Seite 104)

Bewunderung der Menschheit; die Frau aber, die gesunde, schöne Töchter und Söhne großzuziehen weiß, deren unsterbliche Seele noch einen Einfluß ausübt, wenn die Gemälde schon verblaßt und die Bücher und Statuen schon zerstört sind — diese Frau verdient die höchste Ehre, die der Mensch zuerkennen kann."
Schließlich müssen sich der junge Mann ebenso wie die junge Frau vor Augen halten, daß niemand automatisch ein Anrecht auf Erfolg hat. Er stellt sich bei denen ein, die bereit sind, den Preis dafür zu zahlen, und dieser Preis besteht darin, daß man sich entsprechend vorbereitet und dann schwer und unablässig arbeitet. Um noch einmal Cicero zu Wort kommen zu lassen: Was du auch tun magst, das tue mit all deiner Kraft; dein Sinn sei darüber gespannt wie ein Bogen ..." ○

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.
– Matthäus 6:33.

Das Wichtigste zuerst

VON REED H. BRADFORD

Die Gesellschaft von heute ist ein kompliziertes Gebilde und stellt viele Anforderungen. Sie ist auch sehr differenziert — sie bietet uns Gelegenheit, verschiedenen Gruppen anzugehören und alle möglichen Arten von Tätigkeit auszuüben. Die Kompliziertheit *könnte* eine Bereicherung unseres Lebens darstellen, und aus diesem Grund ziehen es manche Leute vor, in der Stadt zu leben und nicht auf dem Land. Sie haben nämlich das Gefühl, die Vielzahl von Organisationen biete eine bessere Möglichkeit für Erfahrung und Wachstum.

Diese gleiche Gesellschaft stellt aber an ihre Mitglieder auch eine bezeichnende Anforderung. Das hohe Maß an Differenzierung bedeutet, daß niemand sich an sämtliche Gruppen oder Arten der Betätigung anschließen kann, die sich ihm darbieten. Damit erhebt sich nun die Frage: Was für Ziele soll man denn bevorzugen? Was für Organisationen sind von vorrangiger Bedeutung? Diese Fragen sind sachdienlich; wir können nämlich nicht umhin zuzugeben, daß Zeit, Energie und Fähigkeit ihre Grenzen haben.

Es gibt aber auch noch eine andere prinzipielle Herausforderung: Angenommen, wir schafften es, sämtlichen Gruppen einer Gesellschaft anzugehören — so bedeutet das noch nicht, daß wir es auch sollen. Einige Organisationen oder Arten der Betätigung sind uns beim Erreichen des gesteckten Zieles gar nicht förderlich. Für jeden von uns ist es demnach notwendig festzulegen, was das Wichtigste ist.

Fundamentale Richtlinien

Fundamentale Richtlinien helfen uns, wenn wir festsetzen, was für uns das Wichtigste ist. Überlegen wir einmal das Folgende: Jesus war an das Ende Seines Erdenwirkens gelangt und stand kurz vor der Kreuzigung. Er wandte sich im Gebet an den himmlischen Vater und faßte Seine Absicht in allem, was Er getan hatte zusammen; Er sagte: *Heilige sie in der Wahrheit . . . Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit . . . Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleichwie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebst sie, gleichwie du mich liebst. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast* (Joh. 17:17, 19, 22-24).

Mir scheint, der Heiland hat damit gesagt: „Wenn sie so werden können, wie wir sind, dann werden sie auch die Freude kennen, die wir kennen; sie werden die rechtschaffene Macht besitzen, die auch wir besitzen. Und dann werden sie füreinander dieselbe Anteilnahme hegen, die wir füreinander haben. Auf diese Weise werden sie einander von ihren Gaben und Fähigkeiten mitteilen. Einer wird des anderen Erfahrung auf Erden bereichern. Miteinander werden sie mehr Erfüllung finden, als es einem allein möglich gewesen wäre. Am Ende dieser Entwicklung werden sie würdig sein, in unserer Gegenwart zu leben."

Was für ein erhabeneres Ziel könnten wir uns setzen? Damit wir dieses ewige Leben mit dem Vater und dem Sohn erlangen können, müssen wir zweierlei tun, was wichtig ist: Erstens muß jeder von uns sich persönlich verpflichten — dem Herrn und sich selber versprechen —, daß er auf dieses Ziel hinarbeiten will, indem er die Gesetze und Verordnungen des Evangeliums befolgt. Zweitens müssen wir, nachdem wir eine solche Verpflichtung eingegangen sind, fortfahren, das Wort Gottes zu erforschen. Kürzlich habe ich mehrere hundert Kirchenmitglieder gefragt, wie viele von ihnen alle Standardwerke gelesen hätten — die Bibel, nämlich das Alte und das Neue Testament, das Buch „Lehre und Bündnisse", das Buch Mormon und die Köstliche Perle. Nur 13 Prozent hatten das Alte Testament gelesen; und was die meisten von ihnen (49 Prozent) gelesen hatten, war das Buch Mormon. Sich zu verpflichten, daß man die göttlichen Wahrheiten „mit festem Vorsatz" erforschen will, das würde nichts anderes sein als die Erfüllung Seiner Verheißung: „Denn den Getreuen wird er Zeile um Zeile, Vorschrift um Vorschrift geben" (LuB 98:12). Wer vom Herrn Licht und Erkenntnis erlangt, empfängt damit auch Frieden, Sicherheit und Freude.

Gezielte Anwendung

Im Alltagsleben beweisen wir, ob wir die Regel: „Das Wichtigste zuerst!" begreifen. Ein Schüler kann in der Schule schwindeln, und wenn er nicht erwischt wird, so bekommt er wahrscheinlich eine bessere Note. Aber die Lauterkeit seiner Seele und das Vertrauen des Herrn zu ihm sind von ungleich größerer Wichtigkeit als eine gute Note bei einer Schularbeit.

Vielleicht macht irgendein junger Mensch einen „Trip" mit einem der vielen zur Verfügung stehenden Rauschgifte. Für ihn hätte es aber eine wesentlich größere Bedeutung, seinen Körper als Tempel eines göttlichen Geistes zu behandeln; das brächte ihm eine viel intensivere, umfassendere und bleibendere Befriedigung als irgend so eine „Reise" ins Reich der Phantasie.

Geld — wenn es auf die rechte Weise erworben und verwendet wird — kann ein sehr wichtiges Mittel zur Durchführung vieler guter Zwecke sein. Ist es aber selbst der Zweck unserer Bemühungen, dann wird es zur „Wurzel alles Übels", wie es Paulus nennt. (Siehe 1. Timotheus 6:10.) Die Habgier veranlaßt uns möglicherweise, andere



Menschen zu mißhandeln oder ein wichtigeres Ziel zu vernachlässigen; dies zeigt sich in der folgenden Erzählung von Leo Tolstoi.

Pahom und der Teufel

In der Erzählung „Wieviel Land braucht der Mensch?" schildert Tolstoi, wie ein Mann sagt, wenn er nur genug Land habe, so wolle er auch den Teufel nicht fürchten. „Schön", dachte sich der Teufel. „Lassen wir es darauf ankommen. Ich will dir reichlich Land geben, und durch dieses Land will ich dich in meine Gewalt bekommen."

Eines Tages erhielt der Mann, sein Name war Pahom, ein für ihn schier unglaublich günstiges Angebot: Er würde sich all das Land erwerben können, nach dem es ihn so gelüstete. Ein Starost bot ihm an, er wolle ihm das Land zum Preis von tausend Rubel für einen Tag verkaufen. Pahom verstand das nicht.

„Für einen Tag? Was für ein Maß ist das? Wieviel Morgen sind denn das?"

„Wir wissen nicht, wie wir das ausrechnen sollen", antwortete der Starost. „Wir verkaufen es nach Tagen. Soviel du zu Fuß an einem Tag umgehen kannst, gehört dir, und der Preis ist eintausend Rubel für einen Tag."

Pahom war freudig überrascht.

„Aber man kann in einem Tag ja ein sehr großes Stück Land umrunden", sagte er.

Lachend entgegnete der Starost: „Es soll dir gehören! Aber es gibt dabei eine Bedingung: Wenn du nicht am gleichen Tag an den Ausgangspunkt zurückkehrst, ist dein Geld verfallen ..."

Pahom war begeistert. Es wurde beschlossen, daß er sich früh am nächsten Morgen auf den Weg machen sollte ...

„Was für ein riesiges Gebiet will ich mir ergehen!" dachte er. „Ich schaffe leicht 50 Werst an einem Tag ..." Die ganze Nacht lag er wach im Bett, und erst vor Morgengrauen schlief er ein.

An dem Tag traf er am bezeichneten Ort mit dem Starost zusammen und machte sich, nachdem er die tausend Rubel bezahlt hatte, eilig auf den Weg. Er griff mächtig aus, aber nach einigen Stunden packte ihn die Müdigkeit. Der Tag war heiß; er konnte sich nicht so recht ausruhen, wie er wollte. Denn, sagte er sich, eine Stunde leiden, ein Lebenlang leben. Er umschritt ein viereckiges Stück Land, und als er lange in der einen Richtung gegangen war, wußte er, er sollte nun nach links, um rechtzeitig zurück zu sein. Aber da sah er ein Stück besonders fruchtbaren Boden. „Das wäre doch zu schade, den auszulassen", dachte er sich. Und so ging er in der gleichen Richtung weiter, bis er auch dieses Stück Land einbezogen hatte. Plötzlich sah er zur Sonne auf. Er wurde gewahr, daß sie schnell gegen Westen niedersank. „Was

soll ich bloß machen? Habe ich zuviel errafft?" Er lief den kürzesten Weg zum Ausgangspunkt zurück. Sein Atem ging pfeifend wie der Blasbalg des Schmiedes, und das Herz hämmerte ihm in der Brust, und die Füße wollten ihm nicht mehr gehorchen — als seien sie kein Teil mehr von ihm. Voll Schrecken spürte er, wie Todesangst ihm die Kehle zuzuschnüren begann. Er raffte die letzte Kraft zusammen und kam gerade als die Sonne unterging an dem Ausgangspunkt an, wo schon der Starost und die anderen warteten. Und in dem Augenblick trugen ihn die Füße nicht mehr; er fiel vornüber zu Boden.
„Ah, ein vortrefflicher Bursche!" rief der Starost aus. „Er hat sich viel Land erworben!"
Pahoms Diener lief hin und wollte ihn aufrichten: da sah er, daß ihm das Blut aus dem Mund lief. Pahom war tot. Der Diener nahm eine Schaufel und hob eine Grube aus, gerade so groß, daß Pahom darin Platz fand, und begrub ihn darin. Land vom Scheitel bis zu den Füßen, das war alles, was er brauchte.

Der Herr hat gesagt:
„Die Tiere des Feldes und die Vögel unter dem Himmel und das, was aus der Erde kommt, ist zum Gebrauch des Menschen bestimmt, zur Nahrung und Kleidung, ja, daß er in Hülle und Fülle habe" (LuB 49:19).
Ein Haus, das dem notwendigen Bedarf entspricht, ist ein durchaus nützlicher und angenehmer Besitz. Aber die Bedürfnisse und das Glück der Kinder sollten Vorrang haben vor den materiellen Gütern; dies mußte die Frau in der folgenden Geschichte von May Morgan Potter erfahren.

Das singende Haus

Ich band Fredi das Lätzchen um und setzte vor ihm das Glas mit dem Orangensaft, die Schmelzflocken, die Sahne auf den Tisch. Meiner Meinung nach gehörte ich zu *den* Müttern, die ihre Kinder nach allen Regeln unserer aufgeklärten Zeit richtig erziehen.
Fredi aß pflichtgetreu alles auf und rutschte dann vom Stuhl.
„Darf ich jetzt zu Willi hinübergehen, Mutti?" fragte er.
„Aber Fredi", versuchte ich einen Einwand, „du warst doch gestern drüben und vorgestern auch. Warum willst du Willi nicht zu uns herüberkommen lassen?"
„Oh, das wird er nicht wollen." Trotz seiner sechs Jahre Mannestum zuckten seine Mundwinkel verdächtig. „Bitte, Mutti!"
„Warum gefällt es dir denn bei Willi besser als bei uns?" Ich blieb hartnäckig. Plötzlich wurde mir bewußt, daß Fredi und alle anderen Jungen immer zu „Willi hinüber" wollten.
„Das ist, weil ..." erklärte er zögernd. „Weil ... weil — Willi hat ein singendes Haus."
„Ein singendes Haus?" fragte ich verwundert. „Was meinst du denn damit?"
„Also, das ist so", erläuterte Fredi mit Mühe; „Willis Mutter summt immer vor sich hin, wenn sie arbeitet, und die Anni in der Küche singt, wenn sie Keks aussticht, und Willis Vater pfeift immer lustig, wenn er nach Hause kommt." Fredi hielt einen Augenblick inne und setzte dann hinzu: „Die Vorhänge sind drüben immer ganz hinaufgezogen, und in den Fenstern stehen Blumen. Alle Jungen gehen gern zu Willi, Mutti."
„Du darfst hinübergehen", sagte ich schnell. Ich wollte ihn los sein, um nachdenken zu können.
Ich blickte in meinem Haus umher. Überall konnte man sehen, wie nett und ordentlich es war. Auf dem Fußboden lagen ein paar echte Perser. Wir zahlten sie in Raten ab, und aus dem Grund hatten wir keine Anni in der Küche. Wir mußten auch noch die Polstermöbel und den großen Wagen auf die gleiche Weise abzahlen. Vielleicht war das der Grund, warum Fredis Vater nicht lustig pfeifen wollte, wenn er nach Hause kam.

Das Unwesentliche weglassen

Ich setzte mir einen Hut auf und ging zu Willis Haus hinüber, auch wenn es erst zehn Uhr war und noch dazu Samstag. Ich dachte mir, Frau Burton würde es nichts ausmachen, mitten am Vormittag gestört zu werden. Es sah nie so aus, als sei sie in Eile. Sie kam zur Tür, und sie hatte ein Handtuch um den Kopf geschlungen.
„Kommen Sie doch herein. Ich bin gerade mit dem Wohnzimmer fertig. Nein, nein, Sie stören überhaupt nicht. Ich will mir nur den Turban abnehmen, und dann komme ich gleich zu Ihnen."
Während ich wartete, sah ich mich um. Der Spannteppich war schon recht fadenscheinig; die Vorhänge aus gepunktetem Schweizermusselin waren nur gerafft und wurden rechts und links von Schlingen gehalten; die Möbel waren alt und narbig, hatten aber einen frischen Bezug aus Kretonne. Auf einem Tisch lagen eine ganze Anzahl der neuesten Zeitschriften. Im Fenster hing ein Topf mit Efeu und einer mit hängendem Ampelkraut. Ein Vögelchen zwitscherte in seinem Käfig, der von ein paar Sonnenstrahlen goldig glänzte. Anheimelnd, das war es.
Die Tür zur Küche war offen, und ich sah den kleinen Gerald auf dem glänzenden Linoleum sitzen; er sah Anni zu, wie sie die Ränder eines Apfelkuchens zusammenkniff und dabei sang ...
Frau Burton kam herein; sie lächelte: „Nun, was gibt's? Ich kann mir denken, daß Sie aus einem bestimmten Grund gekommen sind; denn Sie sind ja eine so viel beschäftigte Frau."
„Nun ja", sagte ich abrupt, „ich bin gekommen, weil ich sehen will, wie ein singendes Haus aussieht."
Frau Burton sah mich verwundert an. „Ein singendes Haus? Wie meinen Sie das?"
"Fredi sagt, er möchte immer so gern hierherkommen, weil Sie ein singendes Haus haben. Ich fange an zu begreifen, was er damit meint."
„Das ist ein schönes Kompliment." Frau Burton wurde ein bißchen rot. „Aber natürlich läßt sich unser Haus mit dem Ihren in keiner Weise vergleichen. Alle sagen, Sie hätten die schönste Wohnung in der ganzen Stadt."
„Aber ich habe kein singendes Haus", wandte ich ein. „Erzählen Sie mir doch, wieso Sie eines haben."
„Wenn Sie es wirklich wissen wollen", lächelte Frau Burton. „Mein Mann verdient nicht sehr viel, und ich

glaube, das wird sich nie ändern. Er ist nicht so recht dafür gebaut. Wir mußten deshalb einige Einschränkungen vornehmen, und wir haben beschlossen, das Unwesentliche wegzulassen. Ich bin nicht besonders kräftig, und als Gerald kam, stimmten wir überein, daß eine Küchenhilfe etwas Wesentliches sei, wenn die Kinder eine fröhliche Mutter haben sollten. Und dann die Bücher, die Zeitschriften, die Noten ... das sind alles Sachen, mit denen die Kinder im Haus bleiben können, und so kommen sie weniger in Gefahr; wir haben es also ebenfalls als Wesentliches eingestuft. Das nächste ist natürlich eine gesunde, kräftige Nahrung. Die Kleider der Kinder sind zwar sehr einfach ... aber wenn man das alles erst einmal bezahlt hat, dann bleibt für Teppiche und Möbel nicht mehr viel übrig. Wir machen keine Schulden, wenn wir es vermeiden können ... Aber wir sind sehr glücklich", schloß sie.

„Ja, ich verstehe das", sagte ich nachdenklich. Ich blickte zu Fredi und Willi hinüber, wie sie in der Ecke spielten. Sie hatten sich aus Zündholzschachteln einen Zug gebaut und beluden ihn mit Weizen. Sie verstreuten davon ein gut Teil; Weizen ist sauber und gesund.

Ich ging heim. Meine echten Perser hatten etwas von ihrem Glanz verloren. Ich ließ die Vorhänge bis ganz oben schnellen, aber durch die weißen Spitzen kam trotzdem nur gedämpftes Licht herein. Das war wirklich kein singendes Haus. Ich nahm mir vor, es zum Singen zu bringen. ○

Ohne Normen

VON RICHARD L. EVANS

Da gibt es ein ganz klares und einfaches Thema, dem wir uns zuwenden wollen: nämlich Tugend, Ehre, Keuschheit, ein reines und ehrenhaftes Leben. Dazu braucht es Grundsätze, Moral, Recht und Gesetz, ja, sogar sogenannte Gebote. Wenn auch der eine oder andere geneigt ist, all dies leicht zu nehmen, so ist es doch die Voraussetzung für ein gutes und glückliches Leben. Niemand hat je das Gegenteil beweisen können; vielmehr bieten das Unglück und die persönliche Erniedrigung des Menschen sowie der Untergang der sittenlosen, verderbten Völker mehr Beweis an, als jemand vernünftig fordern kann. Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite, und zwar diese: Wenn wir keine Grundsätze und Normen haben, wissen wir nicht, wie wir das Leben führen sollen. Ohne Normen wissen wir nicht, wie wir urteilen, wählen und messen sollen. Wenn wir keine Normen, Gesetze und Grundsätze haben, dann wissen wir nicht, was annehmbar ist und was nicht, und dann sind wir unsicher, erkennen nicht, wer oder was wir sind und wie wir unser Leben führen sollen. Wie können wir erwarten, daß eine Generation glücklich, gefestigt und stabil aufwächst, wenn wir ihr keine Maßstäbe setzen, woran sie sich und anderes messen können? Wenn wir uns erst einmal über Norm und Grundsatz, über Begrenzung und Richtlinie im Leben hinweggesetzt haben, wenn wir sie abgeschafft haben — wenn wir die Sterne, den Kompaß, die Fixpunkte entfernen —, dann haben wir uns jede Möglichkeit genommen zu wissen, wo wir sind und wohin wir uns bewegen. Und wenn wir durch schlechte Führung oder durch Mangel an Führung eine Generation junger Menschen moralisch in die Irre gehen lassen oder sie gar noch dazu ermutigen, dann haben wir ihre Grundlage für Glück und Zufriedenheit, für Frieden und für den Lebenszweck zerstört, und das ist eine schwere Bürde, wenn sie jemand tragen muß. Wenn wir glücklich sein wollen, hier auf Erden ebenso wie danach, müssen wir uns selbst an die Gesetze, die Gebote, die Grundsätze, die Maßstäbe der Reinheit, des sittlichen Verhaltens, der Tugend, Ehrlichkeit und Keuschheit halten — und wir müssen die zeitlosen, ewigen Wahrheiten der Jugend beibringen und vorleben. Wo wären wir denn ohne die Sterne, den Kompaß, die Fixpunkte und Richtlinien im Leben? Zu guter Letzt gelangen wir an eine einfache, heilige Aussage, nur vier Worte: „Sünde war niemals Glückseligkeit." ○

Jesus vor Gericht

VON DALLIN H. OAKS

Ein jüdisches Gericht verurteilte Jesus von Nazareth wegen Gotteslästerung. Aber Er wurde nicht wegen dieses Verbrechens gekreuzigt. Das Kreuzigen war eine römische Todesstrafe, nicht eine jüdische. Vor dem römischen Richter beschuldigte man Jesus der Aufwiegelei. Aber Er wurde von dieser Anklage freigesprochen. Warum wurde Er dann gekreuzigt? Weil ein willfähriger römischer Herrscher, der zugleich oberster Gerichtsherr war, zwar Jesus dreimal von aller Missetat freigesprochen, aber dann dem Drängen der Menge Gehör geschenkt hatte, die von den Hohenpriestern aufgestachelt worden war. Jesus wurde auf Betreiben Seines eigenen Volkes von Rom ermordet.

Eine geplante Ermordung?

Die Gelehrten haben mehr als ein Dutzend Beispiele dafür gefunden, wie die jüdischen Führer ihr eigenes Gesetz gebrochen haben, um Jesus festzunehmen und vor Gericht zu bringen. Um nur einige aufzuzählen: Er wurde in der Nacht festgenommen; Er wurde vor der Verhandlung von einem einzelnen Richter verhört; der Sanhedrin hielt das Gericht über Ihn zur Nachtzeit und außerdem an einem Tag, an dem dies nicht geschehen durfte; die Verhandlung wurde an ein und demselben Tag eröffnet und geschlossen; das Urteil war einzig und allein auf das Geständnis des Angeklagten begründet.

Jede dieser verbotenen Verfahrensmethoden läßt auf außergewöhnliche Eile schließen. Warum verhafteten Ihn die Feinde nicht bei Tageslicht und lange genug vor den jüdischen Festtagen, daß der Hohe Rat die erforderliche Verhandlung an aufeinanderfolgenden Tagen hätte abhalten können? Warum schleppten sie Jesus zu einer ungesetzlichen Befragung vor einem Hohenpriester? Und warum stellten die Verschwörer, die ja doch Judas bezahlt hatten, damit er den Meister verrate, nicht auch bestochene Zeugen, um Ihn rechtsgültig zu überführen? Die ganze Verhaftung und Verhandlung sieht sich heute so an, als sei es ein nachträglicher Einfall gewesen, eine hastige Improvisation anstelle eines anderen Planes, der mißglückt war. Vielleicht war es wirklich so.

Jesus hatte die jüdischen Führer bei ihren Versuchen, Ihm eine Falle zu stellen, so oft zu Fall gebracht, daß sie wahrscheinlich nichts davon hielten, Ihm in einem öffentlichen Gerichtsverfahren gegenüberzustehen. Sie wußten auch, daß es schwierig sein würde, Ihn eines Kapitalverbrechens zu überführen. Infolgedessen lesen wir in den drei synoptischen Evangelien, wie die Hohenpriester und Schriftgelehrten sich verschworen und planten, Jesus „mit List" zu ergreifen und zu töten. (Siehe Matthäus 26:4; Markus 14:1; Lukas 22:2.) Wenn Jesus von befugten Beamten und bei Tageslicht festgenommen worden wäre, so hätte man darauf verzichten können, Ihn durch Judas identifizieren zu lassen.

Nächtliche Gerichtsverhandlung

Anstatt dessen ging Judas in der Nacht hin und führte „eine große Schar mit Schwertern und mit Stangen" (Matth. 26:47; Markus 14:43) an, um Jesus an einer geheimen Stelle außerhalb der Stadt zu fassen. Wenn sie Mord im Sinn hatten, dann müssen wir uns Gedanken darüber machen, warum sie Ihn dann banden und zu Hannas brachten. Vielleicht waren zuviel Zeugen zugegen, als daß sie einen Mord gewagt hätten; vielleicht war der kurze Schlagwechsel mit den Schwertern, bei dem der persönliche Diener des Hohenpriesters beteiligt war, ein so deutlicher Hinweis auf diesen hohen Beamten, daß man den Plan fallen ließ. Wie dem auch sei, Jesus wurde zunächst zu Hannas geführt, dem früheren Hohenpriester, der noch immer die bedeutendste politische Persönlichkeit in Judäa war. Keinerlei Verfahrensordnung erklärt oder rechtfertigt diese nächtliche Befragung. Sie läßt sich nur als die Handlungsweise erschreckter Untergebener deuten, denen ihr Plan mißglückt war und die neue Anweisungen brauchten. Zwar war ihnen Jesus auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, aber sie mußten doch vorsichtig sein; denn Er war beim Volk beliebt, und Seine ungestümen galiläischen Jünger wußten sehr wohl, wer Ihn festgenommen und weggeschleppt hatte.

In aller Eile berief man eine Nachtsitzung, eine außerordentliche Sitzung, ein und stellte Jesus vor dieses Gericht. Die führenden Priester suchten nach Zeugen, die gegen Ihn hätten aussagen können, fanden aber niemanden, dessen Zeugnis gegolten hätte. Einige falsche Zeugen machten ihre Aussage, aber sie widersprachen einander und mußten deshalb nach jüdischem Recht abgelehnt werden. Jesus stand während der ganzen Beweisaufnahme da, ohne ein Wort zu sagen. Das war Sein gutes Recht. Im Gegensatz zum angelsächsischen Recht, wo man dem Angeklagten die Beschuldigung zur Kenntnis bringt und er sich dann schuldig oder nicht schuldig



bekennt, räumte das jüdische Recht dem Beschuldigten das Recht ein, sich jeder Äußerung zu enthalten. Er galt nicht einmal als formell angeklagt, bis die Beweise gegen ihn vorgebracht waren. Die hastig einberufene Verhandlung war nicht imstande, irgendwelche Beweise gegen Jesus vorzubringen. Ja, es ist sogar nicht einmal klar, was sie Ihm beweisen wollten. Einige Gelehrte meinen: Aufwiegelung, andere: falsches Prophezeien, wieder andere: Gotteslästerung.

Nach langem Hin und Her befahl der Hohepriester — und verletzte dadurch die bestehende Regel, daß niemand sich selbst beschuldigen müsse —, Jesus solle antworten, ob Er der Sohn Gottes sei. „Ich bin's", entgegnete Jesus. Da zerriß der Hohepriester theatralisch sein Obergewand und rief: „Was bedürfen wir weiter Zeugen? Ihr habt gehört die Gotteslästerung. Was dünkt euch?" (Markus 14:63, 64). Das Gericht verurteilte Jesus einstimmig zum Tode.

Durch Seine freiwillige und wahrheitsgemäße Antwort hatte Jesus Seinen Feinden die Mittel in die Hand gegeben, Ihn zu verurteilen. Wie es mit Seinem Leben war, das man Ihm nicht nehmen konnte, außer Er selbst ließ es von sich, so war es auch mit Seinem Verfahren. Nicht einmal die dreistesten Rechtsbrüche konnten Ihn einer Missetat überführen, es sei denn, Er selbst liefere ihnen die Handhabe.

Wäre Jesus ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen, so hätten Seine Richter in einem Punkt recht gehabt. Gotteslästerung war ein Kapitalverbrechen, und sie kam dadurch zustande, daß man in Tat oder Wort die göttliche Macht verunehrte oder sie sich anmaßte. Aber Jesus war kein gewöhnlicher Sterblicher. „Das einzige sterbliche Wesen, für das jenes schreckliche Verbrechen der Gotteslästerung — nämlich die Beanspruchung göttlicher Eigenschaften und Kräfte — unmöglich war, stand vor den Richtern Israels als überführter Gotteslästerer" (James E. Talmage, *Jesus der Christus*, S. 511).

Pontius Pilatus

Als es Tag wurde, trat der Sanhedrin wieder zusammen und bestätigte sein Urteil. Dann wurde Jesus wieder gebunden und zu Pontius Pilatus gebracht, dem römischen Prokurator oder Statthalter in Judäa, der allein die Macht hatte, für Ihn die Todesstrafe anzuordnen. (Einige Gelehrte sind der Meinung, daß auch die Juden ein Todesurteil vollstrecken konnten, und zwar durch Steinigung für ein religiöses Verbrechen wie Gotteslästerung; man habe damals nur deswegen die Römer eingeschaltet, um die Schuld am Tod des beliebten Predigers auf sie abschieben zu können. Diese Erwägung dürfte aber zweitrangig sein. Siehe auch Joh. 18:31.)

Die Hohenpriester und Ältesten versuchten zunächst, Pilatus dahin zu bringen, daß er die Kreuzigung Jesu einfach deshalb anordnete, weil Er von einem jüdischen Gericht zum Tode verurteilt worden war. Pilatus weigerte sich aber. Die Lästerung eines israelitischen Gottes war für ein römisches Gericht kein Vergehen; deshalb mußten sie eine neue Anklage vorbringen. Sie beschuldigten Jesus der Aufwiegelung, eines Kapitalverbrechens, und behaupteten, Er habe sich in die Steuereinhebung eingemischt, stachele die Leute auf und gebe sich als König aus. Pilatus hörte sich die Anklage an, ließ sich von Jesus erklären, daß „mein Reich nicht von dieser Welt" sei, und sprach danach sein Urteil: „Ich finde keine Schuld an ihm" (Joh. 18:38). Dann begann er aber angesichts der neuerlichen, heftigen Anklagen von den Hohenpriestern wieder zu schwanken; er erkannte eine gute Möglichkeit, die Verantwortung von sich abzuwälzen, und sandte seinen galiläischen Gefangenen zu Herodes, dem Beherrscher Galiläas, der sich gerade in Jerusalem befand, um das Passahfest mitzufeiern. Herodes aber konnte keinen Anhaltspunkt für ein Urteil über den Mann finden, der in gelassener Würde vor ihm stand, und sandte Ihn zu Pilatus zurück.

Ein mutiger römischer Richter, der sich seiner Sache sicher war, hätte den Mann, den er freigesprochen hatte, sofort in Freiheit gesetzt. Pilatus war aber weder mutig, noch war er sich seiner Sache sicher. Er machte sich Sorgen wegen der Bürgerunruhe im Land und fürchtete, es könne in der kleinen Provinz zu einem Aufstand kommen. Und in seinem Amt war er alles andere als sicher. Pilatus war von Seianus eingesetzt worden, dem römischen Minister, dem der greise Tiberius das ganze Reich anvertraut hatte, als er sich auf die Insel Capri zurückzog. Aber Tiberius war vor kurzem nach Rom zurückgekehrt, und man hatte Seianus mit einigen seiner Anhänger verhaftet und hingerichtet. Nun, da der einstige Beschützer entehrt und tot war, hatte Pilatus in Rom keinen allzu sicheren Stand. Er konnte nicht auf die Unterstützung und Mitarbeit der jüdischen Führer verzichten, um die Intrigen abzuwehren, die in Rom gegen

ihn angezettelt wurden. Und er konnte es nicht riskieren, daß es einen Volksaufstand gäbe oder daß noch einmal so etwas geschähe wie damals, wo er vom Kaiser getadelt worden war, nachdem ein paar jüdische Führer sich direkt an den Kaiser gewandt hatten mit der Beschwerde, Pilatus habe in Jerusalem selbstherrlich einige Götzenbilder aufrichten lassen. Pilatus hatte demnach ein ungewöhnlich feines Ohr für die hinterhältige Anspielung der Hohenpriester: „Läßt du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht!" (Johannes 19:12).

Kreuzige ihn!

Der weitere Verlauf ist wohlbekannt. Pilatus war sich dessen voll bewußt, daß Jesus unschuldig war, wollte ihn aber dennoch nicht offen freigeben; so wandte er sich an die versammelte Menschenmenge und wollte sie veranlassen, Jesus als denjenigen Gefangenen zu bezeichnen, der üblicherweise zum Fest begnadigt wurde. Aber die Priester waren nicht so leicht zu schlagen. Sie „reizten" und „überredeten das Volk" (Markus 15:11; Matthäus 27:20), einen anderen Gefangenen namhaft zu machen, nämlich den Barabbas. Pilatus fragte nun, was er mit Jesus tun solle? Immerfort brüllte die Menge: „Kreuzige ihn!" „Pilatus aber sprach zu ihnen: ‚Was hat er denn Übles getan?' Aber sie schrieen noch viel mehr: ‚Kreuzige ihn!' Pilatus aber gedachte, dem Volk zu Willen zu sein, und gab ihnen Barabbas los und ließ Jesus geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuzigt würde" (Markus 15:13-15). Zuerst aber wusch Pilatus sich die Hände zum Zeugnis, daß er daran unschuldig sei; er hatte dies ja schon einmal den Anklägern entgegengehalten: „Ich finde keine Schuld an ihm!" (Siehe Matthäus 27:24; Johannes 19:6.)

Die Masse — aufgestachelt und gelenkt von den Hohenpriestern und Ältesten — hatte gesiegt. Ein hervorragender kanadischer Jurist, James C. McRuer, bemerkt dazu: „In sämtlichen Annalen der Rechtsgeschichte wird man wohl kaum einen zweiten Fall finden können, wo ein Gefangener, der von einem zuständigen Gericht als nicht schuldig erklärt worden war, von ebendemselben Richter, der ihn freigesprochen hatte, dem Henker übergeben wurde." .

Schriftstellen zum gemeinsamen Aufsagen am 3. Mai 1970

In Kursus 11 und Kursus 17 sollen die Schüler die für sie vorgesehene Schriftstelle im April auswendig lernen; während des Gottesdienstes der Sonntagsschule am 3. Mai 1970 soll dann jeder Kurs seine Schriftstelle gemeinsam aufsagen.

Kursus 11:

(Jesus erinnert uns: Wenn wir Glauben haben, können wir große Segnungen, ja sogar Wunder von Gott erhalten.)
„Jesus aber sprach zu ihm: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt." — Markus 9:23.

Kursus 17:

(Es wird uns zur Pflicht gemacht, die Gebote und Offenbarungen Gottes zu lernen; denn Seine Worte sind immer und unter allen Bedingungen wahr.)
„Forschet in diesen Geboten, denn sie sind wahr und getreu, und die darin enthaltenen Prophezeiungen und Verheißungen werden sich alle erfüllen." — Lehre und Bündnisse 1:37.

Abendmahlssprüche für April

Sonntagsschule:
„Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen" (1. Korinther 15:20).

Juniorsonntagsschule:
Der Heiland sprach: „Liebet ihr mich, so werdet ihr meine Gebote halten" (Johannes 14:15).

Darwin K. Wolford

mp

MABEL JONES GABBOTT

Rezept für die 70er Jahre

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Er schied das Licht von der Finsternis. Er sammelte die Wasser an einem Ort und ließ das trockene Land hervorkommen. Er brachte Gras, Pflanzen und Bäume hervor. Er machte zwei große Lichter, und er machte die Sterne. Er schuf jedes Lebewesen. „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut." (Siehe 1. Mose, 1. Kapitel.)

Ein Anfang ist immer etwas Aufregendes, ein bißchen ehrfurchtgebietend, ein bißchen furchteinflößend, aber erfüllt von Staunen und Entzücken und Erwartung. Und so stehen wir am Anfang eines neuen Zeitabschnitts: das siebte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Was können wir tun, um die 70er Jahre „sehr gut" zu machen?

Aus drei Anfängen, von denen in der heiligen Schrift zu lesen ist, bringe ich euch drei Zutaten für mein Rezept für das neue Jahrzehnt.

Die erste Zutat: Sinn und Zweck.

Am Anfang der Schöpfung hat ein Sinn und Zweck bestanden; nämlich, wie der Herr es ausgedrückt hat, „die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen" (Moses 1:39). Daran hat sich nie etwas geändert. In der göttlichen Schöpfung hat es eine Planung gegeben — wohlbedachte Genauigkeit, Beachtung der Einzelheiten, Zweckbestimmung bei Material und Schöpfer. Im Universum herrscht Ordnung.

Der schottische Dichter Thomas Carlyle hat vor hundert Jahren gesagt: „Nur ein sehr junger oder ein sehr dummer Mensch kann leben, ohne seinen Sinn mit einem bestimmten Zweck erfüllt zu haben." Auch wir wollen einen bestimmten Zweck im Sinn haben, ebenso im Herzen — einen Zweck in unserem Denken und Handeln, ebenbürtig dem großen, ewigen Zweck, zu dem wir und die Erde geschaffen worden sind. Unserem Sinn und Zweck muß aber sorgfältige Planung zugrunde liegen, eine bewußte Erkenntnis, wie wir unser Ziel am besten erreichen können, und die beharrliche Hingabe an alles, was getan werden muß, damit wir unsere Absichten verwirklichen können. Das sei der Anfang.

Die zweite Zutat: Laßt uns Freude, Gesang, Fröhlichkeit und Wohlwollen in den Alltag tun.

Mit den Worten, die der Herr aus dem Wettersturm zu Hiob sprach, werden wir an einen besonderen Anfang erinnert: „Wo warst du, als ich die Erde gründete? ... als mich die Morgensterne miteinander lobten und jauchzten alle Gottessöhne?" (Hiob 38:4, 7).

Hiob hat wohl geantwortet, wie wir alle antworten würden, nämlich, daß wir da waren, daß wir die Erde annahmen, die Gott für uns geschaffen hatte, und auch den Plan für unser Erdendasein. Wir jauchzten vor Freude über die Möglichkeit, auf der Erde zu leben. Dann wollen wir aber auch mit Freuden leben!

Wollten wir unserem Kind oder Enkelkind einen Segen geben, so wäre wohl kaum etwas besser als die Gabe eines heiteren Mutes. Wiederholt hat Jesus zu Seinen Jüngern gesagt: „Seid getrost!" Das bedeutet, daß man Glauben und Mut haben soll und nicht wegen Kleinigkeiten verzweifeln darf. Es bedeutet, daß man die Schultern strafft, den Kopf hoch trägt, daß man nicht aufgibt. Es bedeutet, daß man das Licht des Evangeliums ausstrahlt. Es bedeutet, daß man Anteil am Mitmenschen nimmt und es auch zeigt.

Es bedeutet, daß man vor Freude jauchzt, weil man lebt und sich auf das Leben in den siebziger Jahren freut. Es bedeutet, daß man weiß, daß das Leben in den Regungen des Geistes liegt, nicht im „Prestige"-Auto oder im dikken Pelzmantel; das Leben besteht in einem ersehnten Wort des Lobes, freudig gespendet, in einem unausgesprochenen Seufzer, der gefühlt und verstanden wird, in geteilter Freude und Fröhlichkeit, in dargebrachtem Dienen, im Lieben und im Glauben.

Unsere dritte Zutat: Jesus Christus und alles, was Er verkörpert, soll ein Hauptbestandteil unseres Lebens sein.

„Im Anfang war das Wort", sagt Johannes, „und das Wort war bei Gott ... und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns." (Siehe Johannes 1.)

Und weil das Wort, nämlich der Sohn Gottes, der schon im Anfang war, als die Welt erschaffen wurde, der mit uns jauchzte, weil dieser Gottessohn einen irdischen Leib annahm und auf die Erde kam und sich über die Freuden der Sterblichkeit freute und weil Er das Leid der Menschheit trug und für uns starb — weil es Jesus Christus gibt, darum gibt es auch Anfänge!

Durch Sein Sühnopfer hat Er uns die Möglichkeit der Buße gegeben, ohne die kein Anfang etwas zu bedeuten hätte. Jeder Anfang beginnt damit, daß man sich vom Alten abkehrt, sich vom Geschehenen löst und Seine reinigende Gabe annimmt.

„In ihm war das Leben; und das Leben war das Licht der Menschen" (Johannes 1:4). O wenn wir Ihn nur besser verstünden! Erkennen würden, was Er für uns getan hat! Diesen größten von allen Menschen annähmen! O wenn wir in diesen unsicheren siebziger Jahren nur Seine Lebensweise zu der unseren machten, Sein Verhalten als Vorbild für unseres nähmen, Seine Lehren als Richtlinien, sittliche Maßstäbe für diese konfusen Zeiten gebrauchten! Wie wunderbar wäre es doch in diesem Jahrzehnt: Jesus Christus erkennen und sich in Seiner Gegenwart sicher und geborgen fühlen! Unmöglich? Wir können es ja probieren.

Unser Rezept:

1. Sinn und Zweck und Planung
2. Zuversicht, Freude und Gesang
3. Das Licht Jesu Christi als ständigen Begleiter

Wäre es nicht herrlich, am Ende eines Tages, eines Jahres, eines Jahrzehnts, das von diesen Zutaten erfüllt war, alles anzusehen, was wir gemacht haben, und zu sagen: „Siehe, es ist sehr gut!"? O

VICTOR B. CLINE

Zeit zum Beten



Die Uhr ist das Symbol der verstreichenden Zeit, ein Symbol für die verschiedenen Tageszeiten und für die verschiedenen Lebenszeiten. Jeder Zeitabschnitt hat seine Aufgaben, seine Eigenheiten, seine Notwendigkeiten, aber dennoch gibt es etwas, was immer gleich ist: Der Mensch kann zu jeder Zeit, unter allen Umständen mit dem himmlischen Vater sprechen, wenn er es wünscht. Nachstehend sind ein paar Nöte und Wünsche aufgeführt, die uns zum Beten veranlassen:

1. *Wir beten um Führung*. Dies ist ein Beten um Inspiration, wenn wir eine von den vielen Entscheidungen im Leben treffen müssen — Entscheidungen, bei denen es sich auch um so weltliche Dinge handeln kann wie eine gesellschaftliche Vereinbarung, die Annahme einer Stellung, der Kauf eines Hauses, Schwierigkeiten im Geschäft oder bei der Arbeit. Bevor wir dieses Gebet darbringen, müssen wir zuerst unsere Arbeit tun, alle einschlägigen Informationen sammeln, Überlegungen anstellen, den eigenen Verstand gebrauchen, mit Tatkraft an die Sache herangehen und dann um Bestätigung durch den heiligen Geist bitten.

2. *Wir beten, um uns auszusprechen*. Diese Art Gebet ist eine stille Zwiesprache mit Gott. Wir haben den Wunsch, Ihm unser Herz zu öffnen, und das kann überall geschehen — auf dem Weg zur Arbeit oder zur Schule, während der Hausarbeit, oder während man Unkraut jätet. Diese innige Zwiesprache kann ein Gedankenaustausch sein, die Mitteilung von freudigen Gefühlen oder das Abladen von Sorge und Leid. Es kann ebensoviel umfassen, wie das Leben Seiten hat.

3. *Wir beten in dringender Not*. Dies Gebet wird nicht oft gesprochen; gewöhnlich geht ihm eine Krise voraus, wo wir die Führung Gottes so dringend brauchen wie sonst nie — Seine Lenkung und Hilfe, Seine Liebe und Sein Verstehen. Wir nähern uns Gott in vollkommener Demut und Offenheit; unsere Seele bebt; und im Herzen

ist jederzeit

tragen wir oft Schmerz oder Furcht, während wir beten.
4. *Wir beten um Vergebung.* Diesem Flehen geht eine Zeit der Einsicht und heftiger Seelenqual voraus, meistens weil man jemand verletzt oder ein Gebot gebrochen hat. Da gibt es Tränen der Reue, das Gewissen meldet sich, und man hungert danach, das Geschehene wiedergutzumachen. Wir wenden uns an Gott, um Vergebung zu erlangen; wir brauchen den tröstenden Geist des Herrn, um die Kluft zu überbrücken, um alles wieder recht zu machen.
5. *Wir beten um Schutz.* Dieses Gebet wird dargebracht, ehe wir eine Reise unternehmen oder bevor jemand aus der Familie zum Militär, auf Mission, fern von zu Hause in eine Schule geht, auch wenn sich die Familie für einige Zeit trennen muß. Man bittet darin um Schutz vor Ungemach und Unglück, man bittet darum, daß man den eigenen Verstand richtig anwendet und daß man die notwendigen Schritte für die erforderliche Sicherheit unternimmt.
6. *Wir beten aus Dankbarkeit.* Wir richten ein Gebet zu Gott, wenn wir für empfangenen Segen dankbar sind, wenn wir eine Reise sicher überstanden haben, wenn das kranke Kind wieder gesund geworden ist, ja, wir danken für das Leben selbst. Das Gebet drückt nicht nur die Dankbarkeit aus, sondern auch die Anerkennung der Macht, die der himmlische Vater in unserem Leben ausübt.
7. *Wir beten für einen lieben Menschen.* Oft hat eine Mutter Angst um ihr Kind, ein Mann um seine Frau, ein Kind um die Eltern: immer, wenn ein geliebter Mensch, um den man sich sorgt, eine Zeit des Leides und des Kummers, der Entfremdung und Absonderung oder der sonstigen Krisen im Leben durchmachen muß. Zu solchen Zeiten beten wir aus Sorge und Anteilnahme.
8. *Wir beten zu den Mahlzeiten.* Dies sind die täglichen Gebete, mit denen wir den Segen Gottes auf die Speisen herabflehen, die für uns bereitet sind. Wir preisen darin die Fülle der Erde samt allem, was der Vater im Himmel geschaffen hat, damit wir Nahrung haben und leben können.
9. *Wir beten als Familie.* Das ist ein besonderes Gebet, täglich im Familienkreis gesprochen. Es trägt nicht nur dazu bei, die Familie zu einen und zu einigen, die Kinder lernen auch, wie man ein Gebet formuliert, mit was für einer inneren Einstellung man betet — wie man mit dem himmlischen Vater spricht.
10. *Wir beten aus Nächstenliebe.* Dies ist ein Gebet, das wir für jemand sprechen, der uns nicht eng verbunden ist, wenn er es nötig hat. Aus dem Herzen kommend und ohne Eigennutz dargebracht, stellt es die höchste Form christlicher Liebe und Anteilnahme für den Mitmenschen dar, mit dem wir gar nicht verwandt sind und um den wir uns vielleicht zur übrigen Zeit persönlich gar nicht viel Sorgen machen. Vielleicht lebt er in unserer Straße, in unserer Stadt oder aber irgendwo in der Ferne. Möglicherweise kennen wir ihn kaum oder überhaupt nicht. Wer es aber auch sei, wir wissen, daß er Hilfe braucht und eines Segens bedarf, und darum beten wir.
11. *Wir beten um Gesundheit.* Dieses Gebet trifft für einen Unfall oder einen Krankheitsfall zu. Darin bitten wir den Vater im Himmel, der Krankheit Einhalt zu gebieten und der Heilung voranzuhelfen. Mag sein, daß Priestertumsträger es sprechen und damit eine Salbung mit Öl einhergehen lassen. Die letzten Worte klingen immer aus in: „Dein Wille geschehe!"
12. *Wir beten in der Kirche.* Einer allein spricht dieses Gebet für die Versammelten und dankt Gott dafür, daß sie haben zusammenkommen können, um Ihn zu verehren und mehr von Ihm zu hören; Er wird gebeten, die Versammlung mit Seinem Geist zu erleuchten. ○





Tag der offenen Tür in Heilbronn

Am 9. November 1969 führten die Pfahl- und Vollzeitmissionare in der Gemeinde Heilbronn einen „Tag der offenen Tür" durch. Am Tag zuvor hatten sie in den umliegenden Wohngebieten Einladungen verteilt.
Nun brachten die Mitglieder ihre Freunde. Aufgrund von Veröffentlichungen in der Presse kamen Interessenten, die dann durch die 24 Bilder (im Großformat) umfassende Ausstellung geführt wurden und schließlich den Film „Des Menschen Suche nach Glück" sahen. Diese Aktion brachte vielen Menschen das Evangelium näher und die Missionare bekamen neue Untersucher.



Kenneth B. Dyer war von 1953 bis 1957 Präsident der Westdeutschen Mission. In den letzten fünf Jahren diente er als Ratgeber von drei Missionspräsidenten in derselben Mission, da er beruflich – er ist US-Staatsbeamter – in Frankfurt beschäftigt war. Jetzt hat er von Europa Abschied genommen, weil ihm ein anderes Arbeitsgebiet zugewiesen worden ist. Er hofft, daß seine Aufgaben ihn früher oder später wieder nach Deutschland führen werden.
Wer Präsident Dyer und seine liebe Frau Bernice kennengelernt hat, der hat sie auch ins Herz geschlossen. Sein hilfreiches Wirken, sein einsichtsvolles Verständnis, seine Tatkraft in seiner kirchlichen Berufung haben soviel Einfluß auf die Gestaltung des Gottesreiches in unserem Land gehabt, aber das bleibendste Denkmal haben er und seine Frau sich wohl durch ihre Herzlichkeit, ihr Einfühlungsvermögen, ihre menschliche Wärme gesetzt. Ihr Sohn Robert hat sich als Missionar in Österreich einen guten Namen gemacht. Wir wünschen ihnen alles Gute und viel Segen für den weiteren Lebensweg und – hoffentlich – „Auf Wiedersehen!"

Vielleicht ...

gehören Sie zu den Lesern, die sich wundern, warum auf diesen letzten Seiten im STERN, die aus dem Kirchenleben im deutschsprachigen Gebiet berichten sollen, immer weniger berichtet wird ...

Vielleicht wundern Sie sich noch mehr, wenn Sie jetzt erfahren, daß in der STERN-Redaktion aus vier Pfählen und sechs Missionen im deutschsprachigen Gebiet tatsächlich nicht mehr Nachrichten eingehen ...

Vielleicht interessiert es Sie, daß z. B. im VALKEUS, dem finnischen STERN, vier Druckseiten im Monat nie ausreichen, um alles zu berichten, was aus der Finnischen Mission eingesandt wird ...

Vielleicht sind Sie jetzt nachdenklich und überlegen, ob in unseren vier Pfählen und sechs Missionen wirklich nicht soviel Berichtenswertes geschieht, daß auch wir jeden Monat vier Druckseiten veröffentlichen können ...

Vielleicht helfen Sie uns und fragen einmal Ihren Bischof oder Ihren Pfahlpräsidenten, Ihren Gemeinde-, Distrikts- oder Missionspräsidenten warum denn von diesem oder jenem Anlaß nichts an den STERN zur Veröffentlichung gesandt wurde ...

Vielleicht berichten Sie uns selbst

von besonderen Veranstaltungen in Ihrer Gemeinde, Ihrem Pfahl oder Ihrer Mission? Senden Sie Bilder, denn ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Es hat sich im Laufe der Zeit allerdings eine Regelung bei der Veröffentlichung ergeben: Über Todesfälle, Hochzeiten und Jubiläen, über Beamtenwechsel in Gemeinden, Distrikten, Pfählen, und Missionen veröffentlichen wir nichts. Wohl aber werden Wechsel in den Bischofschaften, in den Pfahlpräsidentschaften und Missionspräsidentschaften berichtet. Wir würden uns in der STERN-Redaktion freuen, wenn wir jeden Monat für zehn Druckseiten Nachrichten hätten, auch wenn wir nur vier Seiten veröffentlichen können.

Harry Bohler, Redaktionsassistent

Die köstliche Perle in neuem Blickwinkel

2. Teil: Dürften wir vielleicht Ihren Ausweis sehen?

VON DR. HUGH NIBLEY

An diesem Punkt der Reise angelangt, könnte ein Wanderer mit schmerzenden Füßen fragen, warum der Führer, dieser Amateur, die Gesellschaft nicht endlich aus der Fiebersumpfregion heraus und in die gute Luft der Bergeshöhen bringe. Der Grund dafür ist, daß die Diskussion um das Buch Abraham noch nie aus dem Morast herausgekommen ist, und wir müssen uns mit diesem bedrückenden Terrain vertraut machen, weil wir und alle anderen Kritiker dieses Buches noch immer darin stecken. Die Situation ist heute um kein bißchen anders als 1912; auch daß ein paar der Originalpapyri, darunter diejenigen, die der Prophet für den Text des Buches Abraham und für die Faksimiles mit ihren Anmerkungen benutzt hat, wieder zum Vorschein gekommen sind, hat keine einzige neue Frage aufgeworfen, obwohl dieser Umstand, wie wir noch sehen werden, einige alte Fragen gelöst hat[1].

Wenn das Wissen der Ägyptologen heute größer ist als 1912, so besitzen sie dafür weniger Autorität; denn es ist zweifelhaft, ob irgendein lebender Gelehrter jemals darauf hoffen oder damit rechnen darf, das außerordentliche Prestige eines Petrie, Meyer, Breasted, von Bissing oder Sayce zu erreichen. Aber genauso wie früher hält man viel auf Autorität, und darum ist es höchste Zeit, daß endlich jemand die Frage stellt, die nie zuvor aufgeworfen worden ist, nämlich: Auf was für Qualifikationen konnte sich das illustre Schiedsgericht des Dr. Spalding stützen — jeder einzelne und alle gemeinsam —, wodurch sie befähigt gewesen wären, ein Urteil über das Buch Abraham zu fällen? Das ist ja, wenn man sich recht besinnt, die Kernfrage der ganzen Angelegenheit, und dies wird die Kernfrage bleiben, solange man voraussetzen darf, daß derjenige, der am meisten über den Gegenstand weiß, auch für alles eine Antwort haben muß. Bischof Spalding hat sich gerühmt, er habe „eine umfassende Umfrage unter den Gelehrten in aller Welt" vorgenommen; er habe „die führenden Gelehrten aus allen Teilen der zivilisierten Welt" zur Mitarbeit gewonnen; sein Werk sei demnach „eine Anthologie von Meinungen der maßgebenden Gelehrten ... Beurteilung durch die bedeutendsten Ägyptologen der Welt[2]". Weder die Mormonen noch sonst jemand hat dem Komitee jemals das Recht aberkannt, für sich den Ruf wissenschaftlicher Vortrefflichkeit in Anspruch zu nehmen. „Ich habe mich mit den Ägyptologen auf nichts eingelassen", schrieb Dr. John A. Widtsoe. „Ich lasse mich in keinen Disput über die Bedeutung ägyptischer Hieroglyphen ein, die Sie uns so gerne klarmachen wollen[3]."

Die große Frage der Echtheit des Buches Abraham muß in viele Einzelfragen zerlegt werden, und diese kleineren Fragen, die den verschiedenen Forschern einfallen werden, müssen notwendigerweise voneinander ganz verschieden sein: je nachdem, was für eine Methode angewendet wird.

Ein Ägyptologe wird Fragen stellen, die einem Laien nie einfallen würden, und der Bibelgelehrte wird Dinge zu fragen haben, die sich einer, dem die Bibel gleichgültig ist, nie träumen ließe. Der Gläubige wird Einwände erheben, die dem Ungläubigen nichts bedeuten. Im Rahmen derartiger Fragen ist es völlig unwesentlich, ob ein Schiedsgericht, das sich mit der Inspiration der Köstlichen Perle zu befassen hat, zuständig und befugt sei oder nicht. Die Zuständigkeit wird unweigerlich in der Art der Fragen zum Ausdruck kommen, die das Schiedsgericht stellt, und in den Antworten, die es liefert. Im vorliegenden Fall ist es aber so, daß das Gericht keine Fragen gestellt hat (!). Außerdem war das berufliche Prestige dieser Experten nicht nur der Hauptpfeiler, sondern überhaupt das einzige Fundament der Spaldingschen Hypothese, und daher läßt sich die Frage nach der Zuständigkeit nicht vermeiden, mag sie noch so unverschämt klingen oder Peinlichkeiten heraufbeschwören. Dies ist nämlich die Frage, die man von Anfang an hätte stellen sollen. Seltsamerweise ist sie überhaupt noch nie gestellt worden.

Wenn „sich in einer Sache dieser Art (wie Spalding es ausdrückt) die meisten von uns ihr Urteil anhand der Meinungen zuständiger Fachleute" bilden müssen, so hat vor allem die Frage Vorrang, ob die Fachleute die Kluft zwischen unserer Welt und der Welt Abrahams haben überbrücken können oder nicht. Diese Kluft ist vielleicht heute nicht so markant wie vor einem halben Jahrhundert, aber sie ist genauso unbedingt vorhanden. Das ist durchaus kein Widerspruch in sich. Wenn man im „Land der roten Felsen" reist, so kommt man bisweilen an einen jähen Abbruch, an einen Canyon mit senkrechten Wänden von hundert und mehr Meter Tiefe, und man muß entweder umkehren oder den Anfang des Canyons finden, um ihn zu umgehen. Dadurch kann eine Reise im Land

der roten Felsen zu einem enttäuschenden Erlebnis werden. Es macht wenig aus, ob die Wände 30 oder 300 Meter tief abfallen, und es kommt überhaupt nicht darauf an, ob die Kluft 20 oder 2000 Meter breit ist — auf jeden Fall kann man nicht weiterreisen.

So ist es auch mit dem Buch Abraham. Entweder besitzen wir das Wissen, das notwendig ist, um das Buch ganz zu verstehen, oder wir besitzen es nicht, und dann sind wir von dem Recht, dieses Wissen für uns in Anspruch nehmen zu dürfen, genausoweit entfernt wie die Gelehrten in Jahr 1912. Daß man eine Menge weiß, ist nicht genug: man berichtet rührende Geschichten von Arabern, die nachts verdurstet sind, nur ein paar Meter vom Wasser entfernt. Es kommt gar nicht darauf an, wie weit jemand gegangen ist oder wie nahe er sich beim Wasser befindet — trinken kann er erst dann, wenn er den ganzen Weg gegangen ist. Niemand hat sich über das ewige Problem der Ägyptologen beredter ausgelassen als diese Wissenschaftler selbst: Über das Problem, das darin besteht, daß sie zwar dem Ziel viel näher sein mögen als je zuvor; aber wie der Araber, der von der Dunkelheit überrascht worden ist, sind sie nicht imstande festzustellen, um wieviel näher sie an das Ziel gekommen sind oder ob sie überhaupt in die richtige Richtung gegangen sind. Diese Unsicherheit spiegelt sich in einer Bemerkung de Rouges wider. „Champollion (der Entzifferer der Hieroglyphen) mußte sein ganzes Leben lang gegen eine heftige, sture Opposition kämpfen. Als er starb, stand die Wissenschaft fünfundzwanzig Jahre lang still"; denn die Kritiker des großen Forschers „besaßen nicht einmal den Mut, seine Entdeckungen auszunutzen[4]". Die ganze Geschichte der Ägyptologie ist, wie Maspero von Zeit zu Zeit festgestellt hat, eine Warnung vor jenem eigentümlichen Selbstvertrauen, das sich aus einer gefahrlosen und zaghaften Gleichschaltung ergibt. Es ist sehr fraglich, ob irgendein anderer Ägyptologe jemals die schwierige Lage, in der sich der Fachwissenschaftler auf gerade diesem Gebiet befindet, so drastisch verkörpert hat wie Professor S. A. B. Mercer. Wie wir gesehen haben, war „Hochwürden Prof. Dr. phil. C. A. B. Mercer [Spalding gab den ersten Anfangsbuchstaben falsch wieder] vom Western Theological Seminary, Kustos der Hibbardschen Sammlung ägyptischer Nachbildungen," während der gesamten Kontroverse die rechte Hand Bischof Spaldings. Der 32jährige Mercer mit seinem strahlenden Dr. phil., den er sich zwei Jahre zuvor in München erworben hatte, war eben vom Seminar in Kansas in ein anderes in Chikago übergesiedelt, wo er als „Professor für Hebräisch und Interpretation des Alten Testaments[5]" einen Lehrstuhl erhielt. Es war Mercer, der seinen Vorgesetzten zum Weitermachen ermutigte, selbst als die anderen sich schon zurückgezogen hatten: „... im vorliegenden Fall halte ich es für richtig, daß Sie den begonnenen Weg fortsetzen; und ich werde Ihnen, soweit es meine Zeit erlaubt, gerne dabei behilflich sein ...[6]." Mercer war nicht nur der Anführer bei der Attacke von 1912, sondern er war interessanterweise auch der einzige, der sich in unseren Tagen wieder ins Gefecht begab: noch 1953 verteidigte er in einem Schreiben seinen Standpunkt von 1912[7]. Nach letzten Berichten ist er noch immer gut in Form, und wir wünschen ihm alles Gute; denn er war nicht nur ein sehr höflicher und gütiger Mensch, sondern er überließ auch seine hervorragende Fachbibliothek des Ägyptischen — Ergebnis einer Lebensarbeit emsigen Sammelns — im Jahre 1956 der Brigham-Young-Universität zu einem Preis, den man äußerst großherzig nennen muß. Dadurch sind wir einerseits in den Besitz sämtlicher Veröffentlichungen Dr. Mercers gekommen, haben andererseits aber auch Zutritt zu nahezu allen ägyptischen Quellenwerken, die er verwendet hat. Seither habe ich viele hundert Stunden über Mercers Büchern mit seinen unzähligen Bleistiftnotizen verbracht; ich habe das Gefühl, ihn gut zu kennen, nachdem ich einen guten Einblick in seine Methoden und seine gründliche Gelehrtenarbeit bekommen habe. Glücklicherweise kann ich das Urteil darüber den berufenen Ägyptologen überlassen, die hernach zu Wort kommen sollen.

Von allen Mitarbeitern Bischof Spaldings war Dr. Mercer bei weitem derjenige, der es am heftigsten auf die Mormonen abgesehen hatte. Hätte er sich irgendeiner anderen Haltung befleißigt als der eines unbedingten Vertrauens auf seine eigene Befähigung und der unnachgiebigen öffentlichen Verdammung Joseph Smiths, dem er auch nicht den Schimmer von Verstand und Lauterkeit zubilligte, dann wäre Dr. Mercer nicht zu der rechtmäßigen Zielscheibe geworden, wie es heute der Fall ist. Er hätte auch die Nachprüfung seiner gerühmten Befähigung nicht herausgefordert: nie hat es jemand gegeben, der sich seines Gelehrtentums sicherer gewesen wäre als er, der sich aus vollerem Herzen dem gelehrten Establishment verschrieben hätte als er. Der junge Seminarist ist ganz berauscht von der eigenen Bedeutung als anerkannter Gelehrter; er läßt uns keinen Augenblick vergessen, daß er ein Gelehrter ist und mit der Autorität eines solchen spricht. Vor allem aber rühmt er sich seiner Fähigkeit als Sprachenkundiger. „Ich spreche als Linguist", schrieb er 1912, „wenn ich folgendes sage: Wenn Joseph Smith Ägyptisch können und die mir vorliegenden Faksimiles richtig gedeutet hat, dann kann ich sebst kein Wort Ägyptisch.

(Fortsetzung folgt)

1 Selbst das erstaunliche Mißverhältnis zwischen dem Umfang des Buches Abraham und der Kürze des Textes, von dem Joseph Smith es übersetzt zu haben scheint, war schon 1915 von dem letzten der offiziellen Parteigänger Spaldings, E. G. Banks, im **Literary Digest** vom 10. Juli 1915, S. 66 erwähnt worden: „Die hieroglyphische Inschrift ist sehr kurz, aber Smiths Übersetzung umfaßt 30 Druckseiten."

2 **Improvement Era**, 16. Jg., S. 691

3 **Improvement Era**, 16. Jg., S. 617

4 M. de Rouge in **Bibliotheque Egyptologienne**, 26. Jg., S. 228

5 Biographische Daten aus **Utah Survey**, 1. Jg. (1913), Nr. 1, S. 3 und **Who's Who**, London 1967

6 **Improvement Era**, 16. Jg., S. 611

7 Dieser Brief mit dem Datum vom 19. Februar 1953 wurde von LaMar Petersen zusammen mit seinem eigenen Brief an Dr. Mercer (vom 16. Dezember 1952) herumgereicht. (Siehe Bibliothek der BYU, Katalog-Nr. M 1268.)

Die Ehe retten

VON RICHARD L. EVANS

Immer und immer wieder kommt die alte Wahrheit zurück: daß die Ehe und ein glückliches Familienleben die Basis sind für eine stabile Gesellschaft und für ein reiches, glückliches Leben. Aber eine der großen Enttäuschungen des Lebens ist es, daß etwas so Kostbares, so Verheißungsvolles sich bisweilen in eine solche Unverträglichkeit, sogar Feindschaft wandeln kann. Es ist so, wie Präsident David O. McKay gesagt hat: „Wenn zwei Menschen sich im Sonnenschein ihrer gegenseitigen Liebe erwärmt haben und dann untätig dabeistehen und zusehen, wie die Wolken des Mißverstehens und der Zwietracht ihnen das Licht der Liebe verdunkeln, dann ist dies fürwahr tragisch." Ein Teil der Antwort darauf ergibt sich aus ein paar Zeilen, die Dr. Hubert Howe geschrieben hat: „Warum wissen die Leute nicht, wie man glücklich verheiratet bleiben kann? Was ändert sich denn so radikal? Männer und Frauen, mit gebrochenem Herzen und schwerem Kummer flehen sie um irgendein Mittel, womit sie die hoffnungsvollen Erwartungen retten könnten, die sie im Anfang begleitet haben ... lebenskräftige, heilige Erwartungen ... Gibt es denn niemanden mehr, dem man sich anvertrauen kann, für den man etwas tun kann, jemanden, der mich braucht, jemanden, der mit mir teilt ... Was hat zu all dem geführt? Unzählige kleine, nichtige Zusammenstöße ... mangelndes Verstehen ... Selbstsucht ... Zügellosigkeit, nämlich mangelndes Verantwortungsbewußtsein in Gelddingen ... die zur Gewohnheit gewordene Geheimnistuerei ... ein Mangel an gemeinsamen Interessen und gemeinsamer Betätigung ... Wenn geduldet wird, daß dieses Auseinandertreiben weitergeht, dann gibt es bald eine geistige, wenn schon nicht gerichtliche Scheidung. Man muß darauf achten, daß Eintönigkeit und Langeweile nicht aufkommen ... Laßt eure Unterhaltung nicht auf das traurige Niveau des Klagens, des Ärgers, der Selbstbemitleidung herabsinken ... Vernachlässigt nicht den Takt, die Höflichkeit ... Komplimente ... mit denen ihr euch auf den Weg gemacht habt. Und wenn ihr euch dabei ertappt, daß ihr darüber nachgrübelt, warum ihr keinen idealen Partner habt finden können, dann stellt euch einmal selbst vor den Spiegel und fragt euch: ‚Bin ich der ideale Partner?' Fragt euch beharrlich immer und immer wieder: ‚Trage ich meinen Teil zum glücklichen Heim bei?'" Sei es aus welchem Grund immer, und was auch immer erforderlich ist: Wenn zwei ehrenhafte, ehrliche Menschen von Charakter und Vernunft sich in einer Ehe verbunden haben, dann gibt es keine Mühe, keine Anstrengung, die man scheuen dürfte, um das Heim und die Familie zu retten. „Daß man die Liebe einmal gewinnt, ist nicht genug. Man muß sie immer wieder gewinnen ... letzten Endes liegt es an euch selbst, eure Ehe zu retten." ○